Ph. pr. 725 c (4 Lafontaine
C. Witten

<36604371480011

<36604371480011

Bayer

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Von

August Lafontaine.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vierter Band.

Görlitz
bei C. G. Anton.
1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Welch ein Herz! Eine Erzählung in Briefen Seite 1

II. Der Lohn der Treue 193

III. Minchen 281

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Vierter Band.

I.

Welch ein Herz!

Eine Erzählung in Briefen.

Karl an Siegmund.

Größenborn.

Nein, es giebt auf der weiten Erde nichts, warum es sich der Mühe verlohnte, zu leben! Und der ist der Klügste, der, ohne über das Leben nachzudenken, es an seinen Mittagsessen, Abendessen, an seinen ruhigen Nächten, an seinen Spatzierfahrten gedankenlos wegzählt. O! glücklicher als ich ist sogar der, den die harte Hand des Schicksals an eine sechstägige schwere Arbeit die Woche hindurch angeschmiedet hat; sieh, er belächelt seine funfzig rothgedruckten Freudentage im Kalender, und die Gewohnheit macht ihm die übrigen leicht. Hm, ja, sagt mein Oheim mit seiner leisen Stimme und

seinem spottenden Lächeln: und ich wünschte, du sähest das ein.

Ich sah ihn starr an. Oheim, sagte ich, ich seh' es ja ein.

Er legte mir die Hand lächelnd auf die Schulter. Es ist nur eine schöne Redefigur, womit du und deines Gleichen prunken, und die für euch keinen Sinn hat.

Du siehst, er hält mich für einen Heuchler, wie ich — es muß heraus — wie ich ihn auch.

Ich mag mit ihm am wenigsten von allen Menschen streiten. Die Eitelkeit hat ihn an ihre tausend kleinen Ketten geschmiedet. Er verlächelt sein Leben in Millionen kleinen Triumphen, und dann frägt er mit dem Ernst eines stolzen Riesengeistes: besteht denn nicht das Weltmeer aus Tropfen? Ich gönne ihm sein Glück, das er wie musivische Arbeit aus lauter kleinen Kitzeln der Eitelkeit zusammflickt. Da lobt man seine schöne Aussicht, und er wirft sich in die Brust, als hätte er den Berg zusammengetragen, auf dem sein Haus steht. Da preisen hundert Zungen seine Wohlthätigkeit, weil

kein Bettler seine Thüre verläßt ohne ein freundliches Wort und ein Allmosen, und er wirft einen triumphierenden Blick auf mich, und sagt: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie mein Neffe. O ich wollte, zum Henker! so gut wie er, daß mir diese Armseligkeiten das Leben versüßen könnten! Großthuerei? o wem fehlt es daran? nicht dem Bettler. Er triumphiert mit einer neuen Haube, die er seiner Frau mehr angeschafft hat, mit einem Groschen mehr, den er die Woche durch aufwenden kann, über seinen Nachbar, und über das Leben.

Das eben ist's ja, was ich sage. Diesen armseligen Ehrgeitz hat die Natur wie jeden andern Instinkt in unsere Natur gelegt, um dem Sklaven seine Ketten zu verbergen. Warum heftete man meinen Ehrgeitz auf eine ganze Welt? Warum gab man meinem ganzen Leben nur Einen Plan, nur Einen Triumph, nur Einen Ruhm? Warum lehrte man mich die tausend kleinen Plane, die der Zufall macht und ausführt, die tausend kleinen Triumphe als verächtlich verschmähen? Warum sagte man mir, daß mein ganzes Leben nur eine

fortgehende Minute sei? Warum verhehlte man mir, daß es zum Glück des Lebens nöthig sei, mit jedem Morgen ein neues Leben anzufangen, und neue Plane? Wenn diese Beschränktheit und das Fügen darin, wie mein Oheim täglich sagt, das Glück machen: warum riß man mir die Schranken weg? Warum zog man meine Blicke auf ein unendliches Ziel? Warum füllte man meine Seele mit unmöglichen Idealen? Warum betrog man mich mit stolzen Riesengestalten erdichteter Heroen in einer Welt voll egoistischer, lächerlicher Zwerge? Warum zeigte man mir nicht, daß die schönen Göttergestalten, die man mir vorgaukelte, mit Werg und Holz in ihrem Innern gefüllt, und, wie Lucian sagt, ein Aufenthalt verächtlicher Thiere wären?

Und ist's denn nicht so, mein Lieber? Ist's nicht so? O, Siegmund, du hast in deine meinförmigen Leben nichts von der Welt gesehen. O, gleich bei meinem Eintritte in dieselbe stieß mein weiches Herz auf die harte, felsenharte Wahrheit. Meine Talente sollten mir, so hoffte ich Thor, die Laufbahn des Ruhms eröff=

nen. Eine Weiberkabale und mein Vermögen mußten es thun. Ich merkte nichts. Ich hatte einen Freund. O! ich liebte ihn, Siegmund, ich liebte ihn. Ich theilte Alles mit ihm, meine ganze Seele. Man unterdrückt ihn. Ich werfe mich seinen Feinden entgegen, mit dem Flammeneifer eines jungen Herzens. Ich ertappe den Bösewicht, der ihn verderben will, auf dem Bubenstück. Der Triumph, meinen Freund gerettet und einen Bösewicht unschädlich gemacht zu haben, ist mein, denke ich; denn ich darf ja nur sagen, was ich weiß, um den Buben der Gerechtigkeit und der Verachtung der Welt Preiß zu geben.

Ich habe die Beweise in Händen. Ich trete auf. Ich werde sein Ankläger. Der Bube lächelt. Er versöhnt sich mit meinem Freunde, für den ich dieses alles thue. Dieser übergiebt dem Unmenschen die Beweise, die ich von seinem Bubenstück hatte. Er, dieser Mensch, der meine ganze Seele hat, opfert mich dem elendesten Eigennutze auf. Ich werde der Verläumdung bezüchtigt? O! ich stand erstarrt da, nicht über das Hohnlachen der Welt, nein, über

die unermeßliche Treulosigkeit des Menschen, den ich geliebt hatte. Ich wurde nicht muthlos, die Wahrheit muß siegen. Mehrere wie ich, wissen das Bubenstück. Ich fodere sie auf, für mich zu zeugen. Sie zeugen gegen mich, und werden meine Feinde, weil ich sie ausgesetzt habe. Fast Niemand zweifelte an der Wahrheit meiner Aussage, aber Alle nennen mich einen Narren, einen Donquixote, einen unruhigen Kopf, einen eiteln aufgeblasenen Thoren, der zu früh der Schule entlaufen ist. Man verspottet meine Grundsätze. Die Billigsten sagen mir selbst, mir selbst ins Gesicht: so werden Sie nicht fortkommen. Mit diesen Ideen gehören Sie nicht in diese Welt.

Hm ja, flüstert mein Oheim, die Leute haben eben nicht Unrecht. Macht denn eben ein Schiffbruch den Sturm aus? der Donner den Blitz? Giebt's denn kein Königthum ohne die schimmernde Krone? keine Tugend ohne den dürftigen Glanz der Handlung? Welcher Bösewicht würde nicht der Tugendhafteste seyn wollen, wenn die Tugend allmächtig machte? Laß du der Gottheit ihre Welt, und achte du nur

auf deine, die in den engen und doch unendlichen Gränzen deines Herzens liegt! Warum trittst du hinaus aus deinem schützenden Zauberkreise?

Recht, sage ich; aber wenn nun dieser schützende Zauberkreis nichts anders ist, als das ununterbrochene Spiel der Begierde nach Genuß, und des Ermattens vom Genuß, des Arbeitens und des Schlafs? wie dann? Warum lehrt ihr denn den Menschen nach einem Gute ringen, das nicht ist? Warum erzählt ihr der gläubigen Kindheit von den Feenpallästen der Tugend, als wären sie Wahrheit? oder wäre die Tugend eine Täuschung der Natur, die uns machte? wäre sie ein feinerer Reitz der Fibern? Wehe uns dann! Wehe uns!

Karl an Siegmund.

Großenborn.

Nein, Siegmund, du weißt von nichts, von gar nichts. Du warst außer den Gränzen unsers Vaterlands. O, du weißt es nicht, wie unbarmherzig man auf dieses Herz geschlagen hat. Es war, als wollte mein erzürnter Ge-

nius auf einmal auf mich alle Schmerzen des Lebens stürzen. Verrathen von meinem Freunde, verspottet von der Welt, stand ich erstarrt da. Man wollte meine Erbitterung zu einer Kabale gegen den Treulosen, der mich verrathen hatte, mißbrauchen. Eine Gelegenheit zur Rache bot sich dar. Ich verschmähete sie mit bitterm Stolze, und man nannte mich einen Feigen. Ich wollte mich auf dem Lande verbergen. Ich hatte wegen meines Vermögens noch ein Geschäft mit dem Kammerrath Schaffner abzumachen. Ich gehe zu ihm. Ich fand seine Tochter, und du kennst ja das reizende Geschöpf. Sie empfing mich mit einer stillen Grazie. Ich stand finster und verlegen mit ihr da. Ich sah ihr Bestreben, mich zu erheitern, und verkannte es. Ich war bitter. O, Herr Losse, sagte sie mit einer freundlichen Rührung, es giebt auch Herzen, die einen andern Antheil an Ihrer Begebenheit nehmen, als die Welt.

Einen andern, ja; aber einen bessern? fragte ich stolz.

Den Antheil, den man an der tugendhaf-

ten Begeisterung eines furchtlosen Mannes nimmt.

Und die man ihm höchstens verzeiht?

O nein, die man ihm beneidet, sagte sie mit einem Tone, der selbst so begeistert war, daß ich meinen Blick auf sie richtete. Ich sah ihr schönes Auge in einem feuchten Glanze schimmern. Ich beugte mich auf ihre Hand, und in eben dem Augenblicke kam ihr Vater. Sieh da, rief er, mit einem offnen, freundlichen Gesicht auf mich zutretend, sieh da, braver, edler junger Mann! Was Sie auch zu mir bringt, es freuet mich, daß Sie hier sind, daß ich Ihnen sagen kann, ich achte Sie. Dabei bot er mir seine Hand, und schüttelte sie herzlich.

In der That, es überraschte mich. Der Beifall dieses stolzen, prunkvollen Hauses, in dem ich am wenigsten Gerechtigkeit hoffen konnte, war mir so unerwartet, daß sich eben darum mein Herz schneller öffnete. Man bat mich, den Abend bei ihnen zu bleiben. Ich blieb, und man gab mir in einer großen Gesellschaft die bezeichnendsten Beweise einer auf-

richtigen Achtung. Von meinem Geschäft war nur eben die Rede gewesen. Ich mußte wieder hin zu ihnen, und jedesmal fand ich den Kammerrath offner, herzlicher, und seine Tochter schöner und theilnehmender. O, mein Herz öffnete sich der Hoffnung, sogar den Jugendträumen wieder. Ich fand hier, was ich kaum für möglich gehalten hatte, mitten unter den Genüssen der großen Welt, mitten unter dem Glanze eines reichen und großen Hauses, mitten unter den Vergnügungen einer rauschenden, betäubenden Geselligkeit, mitten unter der feinsten Geschliffenheit der Sitten, unter der anscheinenden Kälte eines großen, zerstreuungsvollen Lebens, unter dem Spiele der Eitelkeit, unter dem Streben, immer höher hinauf zu kommen, so viel Einfalt, so viel reine Herzlichkeit, so viel tiefen Sinn für das Gute, so viel Frieden des Gemüths, daß ich immer mehr erstaunte.

Glaube nicht, daß ich blind aus tobender Leidenschaft, wie ein Auerhahn, mich in das Netz stürzte, das man mir legte. Ich betrat jedesmal mit Zweifel die fröhlichen Säle, in

denen das Vergnügen rauschte; aber jedesmal überzeugte ich mich immer fester, daß das Vergnügen die Familie des Kammerraths nicht beherrschte. Ich fand freilich hier Grundsätze, worin mein Herz nicht einstimmen konnte; aber sie wurden so milde vorgetragen, sie waren der Harmonie der Tugend mit dem Leben so untergeordnet, daß sie mehr das Ansehen von Gewohnheiten als von Grundsätzen hatten. Die Freude trug das Gewand der Tugend, die Tugend schmückte sich mit den Kränzen und dem Thyrsusstabe des Vergnügens. Alles war in dem schönsten Zusammenklange. Eltern und Kinder und Geschwister waren zwanglos frei gegen einander. Unabhängig bewegten sie sich leicht, zutraulich ohne Anmaßung, und dennoch in den engen Grenzen der elterlichen Gewalt und des kindlichen Gehorsams.

Mir schien es zuweilen, daß man die Tugend nur wie ein schönes Kunstwerk achtete.

Warum auch nicht? sagte der Kammerrath, warum sollte nicht die Tugend mit dem Anstande der feinern Welt erscheinen können? Warum könnten nicht die Grazien die Begleiterin-

nen, die Dienerinnen der Tugend seyn? Diogenes Tonne hat eben so viel Raum für die Eitelkeit, als der prächtigste Pallast. Entbehren ist nicht Tugend, sondern entbehren können, und der ungefärbte wollene Mantel des Philosophen bedeckte oft eben so viel Hochmuth als der Purpurmantel oder der seidene Nebel wollüstiger Reichen.

O, du hättest sollen Henrietten mit ihren schönen Lippen, mit ihren begeisterten blauen Augen, mit ihrer ins Herz bringenden Stimme diese Grundsätze vortragen hören; du würdest erst wissen, wie gefährlich sie waren. Aber dennoch gab ich mich ihnen nicht hin. Es blieb ein Zweifel, ein Mißtrauen in meiner Brust zurück, das durch nichts überwältigt wurde. Ich beobachtete die Familie mit Argusaugen. Vergebens, ich fand keinen Flecken.

Henriette zog mich immer mehr an. Die Tugend hatte unsern Freundschaftsbund geknüpft, die Liebe befestigte ihn. Sie liebte mich; ja, sie liebte mich, und mit der ganzen Schwärmerei eines jungen Herzens.

O, welche Monate, welche Tage, welche

Stunden, da die zarte Liebe wie ein leichter Lichtstrahl aus ihren Augen hervordrang, in ihrer bebenden Stimme leise ertönte, in dem höhern Karmin ihrer Wange strahlte, in den längern Wallungen ihrer Brust bebte! bis sie endlich, vertrauend wie ein Kind, unschuldig wie eine arkadische Schäferin, dem zarten und mächtigen Zuge der Liebe zitternd sich hingab, und mit trunkenem Auge, mit bebender Brust, mit rollenden Thränen, mit süßen Seufzern in meine Arme sank, und nur ein lauterer Seufzer, ein weinender Ton, ein sterbender Blick, ein wehmüthiges Lächeln, ein leichtes Erblassen mir das süße Geheimniß der liebenden Seele verriethen. O, wie glücklich war ich da! wie unendlich glücklich!

Und dennoch wurde ich verrathen, betrogen!

Sie gestand mir, mit einem Vertrauen, das ich noch jetzt heilig nennen muß, daß mein Muth, mit dem ich jenen Buben zu stürzen gewagt hatte, ihr Herz, noch ehe sie mich gekannt, an sich angezogen habe. Sie hatte gewünscht, bei der allgemeinen Mißbilligung meiner Handlung, mir sagen zu können, daß

sie mich achte. Mein Vater, sagte sie mir, meine Hand an ihre Brust drückend, sagte mir voraus, daß Sie unterliegen würden, weil der Fall des Bösewichts nothwendig einige Große aussetzen würde. Und in der That, Lieber, setzte sie mit ihrem zauberischen Lächeln hinzu, ich wünschte Sie fallen zu sehen, und ein Recht zu haben, an Sie mit einem bewegten Herzen denken zu dürfen, um Ihnen mein Mitleiden, meine Achtung zeigen zu können, um trotz Ihrer Feinde, die Ihnen der ungleiche Kampf machen mußte, Ihre Freundin zu werden.

Sie fielen. Ich hörte, daß Sie die Gelegenheit, sich zu rächen, verschmäht hatten, freilich wieder mit einem Stolze, den mein Vater nicht billigte, weil es Verachtung ihres ehemaligen Freundes schien, und weil Verachtung unversöhnlich beleidigt. Ich konnte diesen Trotz nicht billigen; aber dennoch gefiel er mir. Ich wünschte Sie kennen zu lernen. Ich ging in die Gesellschaften, wo ich hoffen konnte, Sie zu finden, halb entschlossen, Sie von Herzen zu lieben. Ich fand Sie nicht.

Es verdroß mich. O, lieber Freund, da Sie nun endlich kamen, da der Bediente Sie meldete, wie pochte mir das Herz, da ich der Thür entgegen sah, die Sie öffnen sollten. Wie war ich immer mehr entschlossen, Ihnen zu sagen, welchen Antheil ich an Ihnen genommen hätte! Wie war ich fest entschlossen, auch auf Kosten meiner weiblichen Eitelkeit Ihre Aufmerksamkeit, Ihr Interesse, Ihr Wohlwollen zu verdienen!

Sieh, Siegmund, auf diesem geweiheten Boden entsproßte ihre Liebe, und dennoch verrathen und betrogen!

Wer heißt dich Liebe dort suchen, sagt mein Oheim, wo die Liebe nur ein Triumph ist; wo man die schönste aller Blumen, die Blume der Liebe, nur pflückt, um sich damit zu schmücken?

Sie liebte mich, Oheim, rief ich. Und, Siegmund, ich wiederhole dir, sie liebte mich! denn glauben Sie mir, ich weiß die Kunst von der Natur zu unterscheiden. Die Begeisterung der Liebe ahmt keine Kunst nach.

Hat nicht die Eitelkeit ihre Begeisterung

auch? Ist der Rausch der Sinne nicht auch ein Rausch? Und Liebe, Liebe? —

Ist nichts als ein Rausch der Sinne, wollten Sie sagen, Oheim. Er lächelte und schwieg. Nun dann! rief ich erhitzt; warum aber geben wir denn diesem Rausche die himmlische Gestalt eines reinen Geistes? O, Siegmund, Siegmund, ich sag' es ja, so ist der der Glücklichste, der gedankenlos, im wilden Aufruhr der Sinne, sein Weib herzt, und dann getrennt von ihr seine Welt für sich hat; so rufe Niemand einen Fluch mehr über die Harems der Morgenländer, die den wilden Trieb an unzerreißliche Fesseln legten. Warum heiligte man denn die Liebe?

Kam sie, fragte mein Oheim mit einem finstern Blick, den aber ein Lächeln sogleich wieder erheiterte, kam sie nicht auch so aus den Händen der Natur? Ist dir denn nur heilig, was deine heiße Phantasie schafft? Warum ist der Mensch denn treulos, als weil er die Geschenke der Natur entheiligt? Warum suchst du in der tiefen Nacht nach der Sonne? warum in

tiefen sumpfigen Thälern die reinere Luft der sonnigen Hügel?

Ich schwieg auf einmal, denn ich mag nicht mit ihm streiten. Die Liebe ist ihm, wie es ihm gutdünkt, wie er es braucht, jetzt der Trieb eines Thiers, jetzt das Element der höhern Geister. Ich habe nichts dawider, ich bewundere seine sanfte, vertrauenvolle, gläubige Philosophie, womit der Gesunde dem Todkranken, dem Hoffnungslosen zuruft: ermanne dich. Das aber ist ja seine Krankheit, daß er sich nicht ermannen kann. Das ist ja eben Gesundheit, daß man der Ermannung nicht bedarf. Kein Unglück hat je sein Herz berührt. Er kann leicht preisend seine Hände zum Himmel heben. Kann ichs?

Ich wurde verrathen, betrogen von dem Mädchen, das ich liebte.

O, wie schien diese Liebe so stark, dieses Herz so treu, diese Brust so heiß, so voll! Es war keine Täuschung; es war wirklich. Ich klage sie nicht an, ich klage das menschliche Geschick an, welches unser Herz so unstät, wie das veränderliche Meer machte. Monate flo-

gen in Entzücken dahin. Fast schon war der Tag bestimmt, an dem sie mein seyn sollte; da erschien ein Mann, einer jener marklosen Schwätzer, die von jeder Tugend den Schein haben, und nichts können, als gut plaudern; ein Mensch, der jedem Worte, das er sagte, jeder Stellung, die er annahm, eine geheimnißvolle Bedeutung aufdrückte; ein Mensch, der überall und nirgend gewesen ist. Mit Brydone war er auf dem Aetna, mit Winkelmann in Rom und Neapel. Er ist Masson der schottischen Mutterloge. Man sieht es ihm nur an den tiefgezogenen Augenbraunen und an den leichtaufgeworfenen Lippen an, für welche arme Schächer er uns hält; und daß er sehr wichtige Geheimnisse aus den Zeiten der Tempelherren zu verschweigen hat, sieht man an dem Achselzucken, an dem bedeutenden Lächeln. Er erhält eine Menge Briefe mit jedem Posttage in Chiffern geschrieben, die, ich denke, nichts bedeuten. Er erscheint unter der bescheidenen Maske eines Bürgers; auf einmal steht er bei Gelegenheit einer ungefährlichen Schlägerei in der Glorie des Adels da, den er mit

Urkunden belegt. Nun erscheint er gar am Hofe. Er hat einen Brief von Vergennes, einen von einem russischen Staatsmanne. Es findet sich, daß er in Wien gewesen, beim Fürsten Kaunitz gegessen hat; was Wunder, daß man glaubt, hinter dem Manne stecke mehr als ein einfacher Edelmann. Er besucht einige Gelehrte, die ihm feiern, weil er ihnen schmeichelt. Seine beiden Bedienten, die keine Livree tragen, höchst artige, gewandte Leute, sind eben so verschlossen als ihr Herr. Sie lassen hin und wieder wol ein Wörtchen fliegen von ihrem reichen, vornehmen, edelmüthigen Herrn, der alle in Erstaunen wegreissen würde, wenn ihn die Welt so kennte, wie sie ihn kennen. Weiter: er kleidet sich gut, er tanzt sehr schön, und redet fertig, sehr fertig einige bekannte Sprachen; kunstkennert nicht übel, und ist sehr besonnen, was er in seinem Leben sehr nöthig gehabt haben wird, denn mir scheint er ein Abentheurer. Sieh, Siegmund, das ist der Mann, dem ich aufgeopfert wurde.

Du begreifst doch, daß die Damen sich um

den Wundermann rissen; du begreifst doch, daß man nur Augen und Ohr für ihn hatte; du begreifst doch, daß ich das übelnehme. Aber du weißt nicht, daß dieser Mensch in drei Besuchen, die er Kammeraths machte, auf zwei Bällen, wohin er Henrietten führte, in zwei Opern, wo er an Henriettens Seite sich schadlos für die elende Musik und für das elende Spiel der Menschen hielt, die wir Musiker und Schauspieler zu nennen belieben: das weißt du nicht, daß dieser Mensch etwa vier und zwanzig Stunden gebrauchte, um mir das Recht zu nehmen, überall etwas von Henrietten übelnehmen zu können. Kammeraths Bedienter bringt mir aus Irrthum oder Bosheit — ich glaube fast das Letzte — ein Billet von Henrietten an meinen Abentheurer. Ich erbreche es in der Eil. Ich lese, ich erstarre. Es enthielt Henriettens Liebeserklärung, die sie ihm machte. Ich schlug das Billet in eins an Henrietten, worin ich ihr Nachricht von dem Irrthume des Bedienten und von dem meinigen gab. Ich erhalte Antwort von ihr, worin sie in schönen Worten über die Schwäche des menschlichen

Herzens mir meinen Abschied trocken schreibt. Ich zerreisse das Billet mit den Zähnen, werfe mich in den Wagen, und nach einer abentheuerlichen Reise von ein paar Monaten komme ich hier bei meinem Oheim an, der ein Geschäft mit mir abzumachen hat, wie er sagt, von dem aber die Rede noch nicht gewesen ist.

Da hast du meine Begebenheit der letzten zwei Jahre, die du abwesend warst. Mein Oheim meint, so etwas wäre nichts Seltenes. Ich möchte verzweifeln bei dem Phlegma, das er Stoizismus nennt.

Der alte Losse an Reinhard.

Grossenborn.

Glück auf, Alter, Glück auf! Ich habe mir deinen Sohn besehen, und rund heraus, alter Herr: er ist kein Mann für meine Klare, so wenig wie Klare eine Frau für ihn ist; sage du auch was du willst. Meinst du, ich dächte nicht so gut mit Vergnügen daran, noch einen Schritt von meinem Grabe die Bande unserer Liebe noch mit einem Bande mehr zu verstärken? Wem könnte ich lieber das Theuer-

ſte, was ich habe, hinterlaſſen, als dir? Wäre es nicht, als lebten wir Beide fort in unſern Kindern? Sieh, Alter, ich muß mit Gewalt meine Blicke von dieſem reizenden Gemählde abwenden. Aber es iſt nichts, ganz und gar nichts. Dein Sohn iſt eine ſtolze Eiche, in einen Felſen gewurzelt, hoch emporſtrebend; den Stürmen, den Blitzen trotzend, ſteht ſie allein auf der Stirn eines Berges, allein; und meine Klare iſt eine ſchöne, zarte Blume, die an einem kleinen Bache, in einem ſichern Thale, von leichtem, mildem Frühlingshauche umweht, und von ein paar Thautropfen genährt, empor geſproßt iſt. Das iſt nichts. Und ſo hat er meine Klare gar nicht einmal geſehen; denn ich weiß, daß der ſtolzeſte Mann das ſtillſte Weib am ſehnſuchtsvollſten ſucht.

O, Alter, wie ich zu ihm ins Zimmer trat, dein theures Geſicht, deine theure Geſtalt, wie durch Zauberei, wieder vor mir ſah, meine ganze Jugend wieder in ihm auflebte: o, wie gern hätte ich Klarens Hand in ſeine gelegt! Es ärgerte mich, daß er ſtolzer, kälter, männlicher vor mir ſtand, als du, daß ſeinem Ge-

sicht dein weiches Lächeln fehlte. Ich war acht Tage mit ihm zusammen. Brutus Geist wohnt in ihm, ein Timoleon ist er. Er liebt eine ganze Welt; er schlingt seine Riesenarme um das ganze menschliche Geschlecht. Das Jauchzen eines bewundernden glücklichen Volks ist die Stimme, wonach sein Herz sich sehnt; der frohe Seufzer eines liebenden Weibes ist für ihn zu wenig. Seine Hand greift nach dem Lorbeer, den eine Welt austheilt, nicht nach dem Myrthenkranze, den die stille Liebe darreicht. Er kennt den Schmerz nicht, oder er verachtet ihn. Thränen hält er für Schwäche; er will nur Thaten; er könnte eine Welt zerschlagen, um aus den Trümmern eine bessere zu bauen; und meine Klare, meine weiche, demüthige, stille Klare, beweint jede Blume, die der Sturm entblättert. Sie wird in dem Geliebten nur die ganze Welt lieben; sie hat nur Thränen, nur Gebete, nur Seufzer für das Wohl Anderer, und Er Thaten. Sie vergißt über den Schmerz eines Kindes eine leidende Welt, die sie nicht klagen hört; er vergißt über das allgemeine Unglück die Klagen

seiner Freunde seinen eigenen Schmerz. Sie passen nicht. Ihr Herz ist nichts als weiche, hingebende Liebe. Sie passen nicht.

Klare ist nicht meine Tochter, mein guter Reinhold, wie du glaubst, wie Alle es glauben. Sieh, da bricht die alte schmerzende Wunde wieder auf. Klare ist die Tochter des einzigen Weibes, das ich geliebt habe, und das mich um die Freuden des Lebens betrogen hat. Sie hieß Klare wie ihre Tochter; sie war schön und weich wie sie. Ich liebte sie mit heftiger Leidenschaft. Ich hatte den Beifall ihrer Eltern, und Klarens Jawort. Ach! ich wußte nicht, daß ein Bösewicht das weiche Herz meiner Braut vergiftet hatte. Ihr Verführer war ein Spieler. Er hatte sie auf einem Balle kennen gelernt. Sie entfloh mit ihm einige Wochen vor unserer Verbindung. Sie ließen sich in einem Kloster auf der Gränze trauen. Der Betrüger hatte wahrscheinlich gehofft, ihr großes Vermögen mit ihr zu erhalten; aber Klarens Vater war ein heftiger, harter Mann. Er enterbte seine Tochter, trotz allen meinen Vorstellungen, trotz ihren reuevollen Briefen.

Ach, sie war so unglücklich als ich selbst. Ihr Mann mißhandelte sie, da er seinen Plan, ihr Vermögen zu erhalten, durch den harten Sinn des Vaters scheitern sah.

Ich reisete dahin, wo sie sich mit ihrem Manne aufhielt. Ich erfuhr die Mißhandlungen, unter deren Last ihr Leben brechen mußte. Ich unterstützte sie mit beträchtlichen Summen, ohne daß sie wußte, woher sie kamen. Ein Zufall bringt mich mit dem Manne zusammen. Er erkannte mich. Er kommt auf mich zu, er machte mir einige Entschuldigungen, daß er mir meine Geliebte geraubt hätte. Er lud mich zu sich ein. Meine Gegenwart konnte der armen Frau von Nutzen seyn. Ich gehe zu ihm. Da sah ich sie, da sah ich meine Klare wieder. Ich hatte den Mann gebeten, ihr vorher Nachricht von meinem Besuche zu geben. Er hatte es versäumt. Das bleiche, schöne Gesicht der Unglücklichen überzog sich mit einer glühenden Röthe, da sie mich erblickte. O, mein Gott, auch das noch! sagte sie, und sie sank ohnmächtig in ihres Mannes Arme.

Ich war außer mir, ich warf mich, wie

unsinnig, zu ihren Füßen; ich bedeckte die kalte Hand mit Thränen und Küssen. Mein Herz zerschmolz in Mitleiden und Liebe.

Ihr Mann, o der verächtlich Elende! während die unglückliche Frau an seiner Brust ohne Leben lag, sagte mir mit einer höllischen Kälte, ich hätte diese Scene voraussehen können; denn, mein Herr, meine Frau hat für Sie noch immer eine Leidenschaft gefühlt, die durch nichts, nicht durch meine allerzärtlichste Liebe, zu zerstören war, und wie ich sehe, haben Sie eben so wenig Ihre geliebte Klare vergessen. Das sagte er mit den freundlichsten Blicken auf mich.

Klare schlug die Augen auf. Sie sind gerächt, sagte sie, ich bin bestraft. Ich war durch die Worte des Mannes wieder zu mir selbst gekommen. Lassen Sie uns vergessen, liebe Klare, sagte ich ruhiger, was nicht zu ändern ist. Ich komme, um Ihnen eine Hülfe anzubieten, die Sie ein Recht haben, von Ihrem harten Vater zu verlangen.

O, Losse, rief sie mit einem unaussprechlichen Schmerze: ich habe kein Recht, von irgend

einem Menschen Liebe, Hülfe, Schonung zu fordern, als allein von diesem Manne, für den ich Alles dahin gab, und —

Recht, Recht, sagte er boshaft lächelnd, laß uns vergessen, liebe Klare! Sie drehete sich voll Abscheu von ihm ab. Sind Sie schon lange hier? fragte sie abbeugend. Schon sechs Monate, sagte ich, mich vergessend. O, großmüthiger Mann! rief sie, das bleiche Gesicht, das sich mit dem schönsten Purpur färbte, zu mir wendend: Sie sind unser Wohlthäter. Ich gestand, denn sie ließ sich nicht abweisen.

Ich sah nun, wie Ihre Seele, nicht unter dem Mangel, sondern unter dem Abscheu, den sie gegen ihren Mann fühlte, litte. Den andern Tag besuchte mich der Mann. Nach einem Eingange über die Schwäche des menschlichen Herzens wiederholte er mir in den allerbestimmtesten Ausdrücken, daß seine Frau mich noch immer liebte, und daß ich meine Leidenschaft für sie eben so deutlich verrathen habe. Er sah mich nun starr an, und schwieg.

Ich betheuerte ihm, daß er nichts von mir zu fürchten hätte. Er lächelte, und drückte

meine Hand. Worüber dürfte ich mich auch beklagen? setzte er zweideutig hinzu. Ich schwieg; denn sein Gesicht war abscheulich, falsch, boshaft.

Ich besuchte die geliebte Klare, und es ist wahr, ihre Liebe gegen mich, die vielleicht nur Reue, Dankbarkeit und das Gefühl ihrer Schuld war, brach lebendig hervor. Sie suchte mir den Anblick ihres Herzens zu entziehen; aber ihrem Manne schien sie geflissentlich zu zeigen, wie theuer ich ihr war. O, wie tief mußte die Verachtung seyn, die sie gegen ihn fühlte. Ich gerieth in eine schmerzliche Unruhe, denn ich fühlte meine Leidenschaft wieder in der ganzen alten Stärke erwacht. Ich nahm mir hundertmal vor, Klaren zu verlassen; aber das Mitleiden fesselte mich an sie. So lebte ich einige Monate mit dieser Familie; mein Leben war eine beständige Marter von Wünschen und Versagungen, ein stürmendes Meer, von der Leidenschaft, wie von einem Sturmwinde, empört, und von dem festen Entschlusse, das Vertrauen des Mannes nicht zu mißbrauchen, nur schlecht beruhigt. Er ließ

mich und Klaren ganze Tage, oft bis Mitternacht, allein. Ich machte Klaren aufmerksam auf dieses Vertrauen, das ihr Mann ihr bezeigte. Sie erblaßte, wie ich das sagte; sie war außer sich. O, der verächtliche Mensch! rief sie mit dem tiefsten Abscheu. Aber sie wollte nicht weiter reden; sie brach gewaltsam ab.

Endlich, da der Elende mich in dem Netze der Leidenschaft und der Begierde rettungslos verwickelt glaubte, that er mir den Antrag, mir seine Frau abzutreten, um das Unrecht wieder gut zu machen, das er mir gethan hatte. Ich erstarrte anfangs vor Schrecken. Aber furchtbarer hat mich nie der Zorn ergriffen, als in diesem Augenblick. Ich ergriff den Elenden bei der Brust. Du verächtliches Ungeheuer! rief ich. Jetzt begreife ich den gränzenlosen Abscheu, den dein Weib gegen dich fühlt! Du wagst es, elender Mensch, du wagst es, dein Weib zu verkaufen! Er riß sich los. Meinen Sie, sagte er hämisch, daß diese Komödienrolle, die Sie spielen, mich täuschen soll? Ich bedarf Geld, Geld! und zwar nicht wenig. Sie haben, was mir fehlt, ich, was Sie

lieben: eine schöne, gefällige Frau. Lassen Sie die Maske fallen, mein Herr. Ich kenne ja den Menschen auch ein wenig.

Ich war meiner nicht mehr mächtig. Fort aus meinen Augen, du allerverächtlichster unter den Menschen! rief ich mit bebender Stimme. Wie es Ihnen beliebt, mein schöner, tugendhafter Herr, sagte er kalt wie Eis, giftig wie eine Schlange: aber ich stehe Ihnen dafür, meine Frau soll Ihre Narrheiten büßen.

Er wollte fort. Ich hielt ihn auf. Elender, rief ich, wage es, wage es nur mit einem rauhen Worte, Klaren zu beleidigen! Zittere, bei Gott, deine letzte Stunde hat geschlagen.

Er stand unentschlossen da, übermüthig zugleich und kriechend. Können Sie mir wehren, sagte er bedächtig, mit meiner Frau von hier zu gehen? Ich wünschte, Sie sähen ein, trotz dem, was Sie von meinem Charakter zu denken für gut finden, welche Rechte mir meine Lage giebt, welcher Schutz mir überall werden muß. Ich bin in Verzweiflung, ich bin ein Bettler. Ich scheue Ihre Drohungen nicht.

Klare bürgt mir für jeden Angriff von Ihnen, und Sie wissen nicht, wie weit ich zu gehen im Stande bin; denn ich bin in Verzweiflung.

Da stand der Sünder in seiner ganzen schamlosen Gestalt. Ich warf einen Blick auf ihn; dann sah ich gen Himmel, ob die Blitze der Vorsehung noch zögerten. Ich ging, zitternd vor Zorn über den Elenden, über mich selbst, über das verkehrte Menschengeschlecht, daß es mir nicht erlaubt war, dieses Ungeheuer zu ermorden, im Zimmer auf und nieder. Hm, sagte ich endlich: wie viel fordern Sie, wenn Sie von hier in dieser Minute abreisen? denn, bei Gott! Sie sollen Klarens Gesicht nicht wieder sehen.

Er besann sich. Er zögerte mit der Antwort. In sein Gesicht stahl sich ein hämisches Lächeln. Er foderte eine große Summe. Wenn sie überlegen wollen, Herr Losse, so werden Sie einsehen, daß meine Gegenwart Klarens guten Namen sichert. Lästig bin ich ja Ihnen nie gewesen. (O! dieser Mensch wollte mich zu seinem Mörder machen.) Und überdies hat Klare auch eine Stimme.

Ich antwortete nicht. Ich ging an meinen Schrank, und suchte Wechsel hervor. Hier, sagte ich, ist die Summe, die Sie gefodert haben. Er sah mit gierigen Augen die Papiere an. Schreiben Sie mir, fuhr ich kalt fort, daß Sie alle Ansprüche auf ihre Frau aufgeben, daß Sie Ihre Frau haben verkaufen wollen. Er lächelte, er setzte sich an einen Tisch, ich diktirte, er schrieb was ich wollte. Ich gab ihm die Wechsel. Und nun, mein Herr, ist Klare unter meinem Schutze, sagte ich mit eindringender Stimme. Wagen Sie es nicht, sie wieder zu sehen. Er lächelte, aber er antwortete nicht. Er ging. Ich ging mit ihm, und allein zu Klaren.

Ich sagte ihr so sanft als möglich was vorgefallen war. O, barmherziger Gott! rief sie mit leuchtenden Augen, und sank vor mir auf die Knie, so ist der einzige Wunsch meines Lebens erfüllt! O, o! seine Gegenwart war die drückendste Last meiner Seele. Nun bin ich glücklich! o, ganz glücklich!

Ich hoffe, Sie sollen es werden, liebste Klare, sagte ich. Man wird jetzt keine Schwie-

rigkeiten machen, Sie ganz von dem elenden Menschen zu trennen. O, Klare, vergessen Sie die unruhigen Momente einer unfreiwilligen Täuschung. Ich hoffe, Sie sollen noch ganz glücklich werden. Sie schüttelte sanft den Kopf. Aber mit aller möglichen Heftigkeit fiel sie auf den Wunsch der Scheidung von ihrem Manne. Ich redete mit einem Juristen darüber. Alle Schwierigkeiten wurden durch eine Summe, die ich dem Elenden zahlte, gehoben. Sie wurden geschieden.

O, welch ein Augenblick, alter, guter Reinhard! Klare hielt die Sentenz in der zitternden Hand. Thränenströme rollten über ihre Wangen, ihre Augen waren flammend gen Himmel gerichtet, ihr Busen schlug hoch empor. Sie war außer sich. O, sagte sie leise mit freudiger Wärme: 'so bin ich gerettet! Ist es wahr, o ist es gewiß wahr? aus den grausamen Händen dieses Teufels! Ach, nicht ich! nicht ich! aber du, du, o du Kind des Schmerzens! Sie nahm ihre Tochter an ihre Brust. Du hast diese gerettet, o Gott! diese Unschuld aus den Händen des Verderbers. Sie

sah mich starr an, dann warf sie furchtsame, scheue Blicke auf das Kind. Sie wissen noch nichts, noch gar nichts! Sie wissen nicht, wie tief dieser Mensch mich verderben wollte; welche höllische Plane er auf die lächelnden Züge dieses Kindes bauete; wozu er seine eigene Tochter bestimmte. Ach, schon einmal hatte die Verzweiflung meine Hand gegen das Leben des Kindes bewaffnet. Und nun sind wir gerettet. Sie warf sich mit dem Kinde vor mir nieder. Es war eine Scene voll der unaussprechlichsten Wehmuth. Das Weib wurde in dem Augenblicke von aller Schuld entsündigt.

Von diesem Augenblicke an war es, als beseelte ein neuer Geist Klaren. Die Beweise ihrer Liebe gegen mich verschwanden. An ihre Stelle trat eine begeisterte Dankbarkeit, eine Demuth, eine kindliche, achtungsvolle Liebe, die mir ihr zartes Herz noch theurer machten.

Ich trug ihr meine Hand an. Sie erblaßte; auf ihr Gesicht trat ein unnennbarer Zug von Erschrecken, von Scham. Sie antwortete nicht. Ich drang in sie. Sie fing an zu zit-

tern. Ich bestürmte sie mit Liebkosungen. Auf einmal sprang sie auf. Sie sah mit wilden Blicken mich an, mit wilden Blicken, aus denen die heißeste Liebe hervorblitzte. Ihr Busen schlug hoch; sie war in großer Bewegung. Nein, sagte sie, nein! Nein! wiederholte sie mit größter Heftigkeit. Mein Wesen ist zerstört, meine Seele ist vergiftet, mein Herz ist entweiht. O, ich liebe Sie, ich liebe Sie. Nur diese Empfindung ist allein mir noch von allen übrig geblieben. Es ist der heißeste Wunsch meines Lebens, die Ihrige zu seyn. Dies wäre die Quelle eines frischen Lebens, die Seligkeit meiner verstoßenen Seele, Sie mein zu nennen. O, edler Mensch, Gottlob! ich kann dankbar seyn. Gottlob! ich fühle, ich kann es seyn. Die Liebe wird mein Herz brechen, aber wieder weihen. Nein, nein! Nimmermehr!

Ich ergriff ihre Hand, ich zog sie zu mir. Klare, sagte ich, Sie sind eine Schwärmerin. Sie sehen Alles zu schwarz.

Sie sah mich ruhig an, und schüttelte sanft den Kopf. Ich kann nie die Ihrige seyn.

Das Gefühl meiner Schuld würde mich mitten in den süßesten Augenblicken des Lebens gerade am schrecklichsten ergreifen. Ich entsage der schönsten Hoffnung des Lebens, dem reizendsten Glücke, und so bin ich Ihrer werth. Nein, nein, ich fühle zu gut, was ich muß, was Dankbarkeit, was mein eigenes Glück von mir fodert.

In der That, Reinhard, ich hielt dieses für das letzte Sträuben der Schuldigen; aber ich hatte mich geirrt. Es war fester Vorsatz des Weibes. Meine Liebe nahm in dem Maaße zu, als ich sie immer mehr achten mußte. Aber ich hatte noch nicht alle Hoffnung verloren; denn sie liebte mich mit der ganzen Gewalt eines begeisterten Herzens. Ich hatte nicht falsch gerechnet. Die Liebe wurde immer mächtiger, ihr Entschluß wurde immer mehr von dem Herzen überwältigt. Sie hörte schon mit trunkenem Vergnügen die Beschreibungen an, die ich ihr von unserm glücklichen Leben machte. Ach, sie heftete oft nachdenkend die Augen voll Thränen, und Blicke voll Angst auf mich, als wollte sie mich fragen: hast du meine Schuld

ganz vergessen? O, ich hatte sie ganz vergessen.

Endlich entriß ich ihr in einer süßen Stunde der Erweichung das Versprechen, die Meinige zu seyn. Sie gab es, sie hing an meinem Halse, inbrünstig, wie sie selbst sagte, unendlich selig und unendlich unglücklich. Sie versank in eine tiefe, finstre Schwermuth, so lange ich noch bei ihr blieb. Ich bestimmte den Tag unserer Verbindung. Sie fuhr zusammen, wie ich ihn nannte. Ich ging auf Flügeln der Liebe.

Am andern Morgen komme ich zu ihr. Sie saß, o Anblick des Schreckens! bleich, mit entstelltem Gesicht, o! der Tod hatte schon sein Siegel auf dieses Gesicht gedrückt, im Sofa, ihre Tochter in ihren Armen. Ich schrie auf. Sie zwang sich zum Lächeln. Was ist hier vorgegangen? Nichts, sagte sie leise, aber so ruhig, als hätte ihre Brust den Frieden gefunden, der ihr fehlte: ich sterbe, und ich fühle, daß nur der Tod mich beglücken konnte. Ich wollte zurück, Jemanden zu rufen. Sie hielt mich auf. Ich sterbe gewiß, sagte sie lächelnd:

lassen Sie keinen Arzt meine letzte Stunde stören. Helfen kann er nicht. Ich sterbe, Losse, ich sterbe, und das mußte ich. Ich konnte die Ihrige nicht seyn. Ich habe Alles, Alles überlegt. Meine Seele war unheilbar krank, mein Herz in wildem Zwiespalt. Ich hätte Sie nur unglücklich gemacht. Ich konnte nicht glücklich werden, nicht glücklich machen! Seyn Sie der Vater meiner Klare, und Sie vergelten mir das leichte Opfer, das Ihnen eine Unglückliche bringt, tausendfach. Sie wurde blässer, blässer. Sie sah mich immer starrer an, ängstlicher immer. Sie küßte ihre Tochter, sie reichte sie mir her, mit der letzten Anstrengung aller ihrer Stärke. Sie zog aus dem Busen einen versiegelten Brief, der an mich gerichtet war. Jetzt, jetzt mein, rief sie mit der letzten Kraft des sterbenden Athems: jetzt mein und ewig mein! Sie breitete beide Arme nach mir aus. Ich sank hinein. O, die Unglückliche starb an meinen Lippen!

Ich rief nach Hülfe. Sie war todt. Der Arzt, mein Freund, erschrak. Ich fürchte, sagte ich zitternd, sie hat Gift. — O, rette!

rette! Still, still! sagte der Arzt leise zu mir: ich fürchte dasselbe.

Und ihr Brief, o, ihr Brief, Reinhard! Ach, ihre Schuld hatte ihrer Seele alle Hoffnung des Glücks genommen, und sie dennoch so hoch empor gehoben, so hoch! Ihr Brief! o ihr Brief! Es sind sechszehn Jahre, aber nie fange ich die ersten Zeilen an, ohne daß mein Auge heiße Thränen vergießt. Adieu. Adieu.

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Ich faßte, sobald ich allein war, den kalten Leichnam in meine Arme; ich drückte den letzten Kuß auf die holden Lippen, die der Tod versiegelt hatte. Jetzt mein, sagte ich, und nun ewig mein! Du starbst für mich, theure Seele, ich will kein kleineres Opfer bringen, ich will für dich und deine Klare leben. Sieh, meine Klare, hier dieser kalten Hand schwöre ich ewige Treue; diesem stillgestandenen Herzen, diesem so lange gequälten Herzen schwöre ich eine ewige Trauer. Du wolltest nicht mein

seyn, und nun bin ich gewisser dein! Ich war nicht betrübt, nicht traurig. Ich war begeistert. Das Leben war mir nichts. Ich hätte es eben so leicht dahin geben können als sie. Es war als hätte ihr Tod alles Irdische von mir genommen, als brennte in meinem Herzen eine Flamme, die dieses Leben nicht giebt; es war mir, als hörte ich das Rauschen ihres Schattens, als vernähme ich ihre leiseste Stimme, als hätte ich sie nicht verloren. Wenn ich sie anredete, so warf ich keinen Blick auf ihren Leichnam. Ich hob meine Augen in die Wolken. Ich bin nie des stolzesten Gefühls der Unsterblichkeit so gewiß gewesen als in diesen Tagen. Sie warf ihr Leben weg, eine Schuld zu büßen. O, kann der Entschluß in die Seele eines Sterblichen treten?

O, Reinhard, noch jetzt ist mir Klare der Bürge meiner Unsterblichkeit und die Hoffnung meines Daseyns. Ich habe ihr Wort gehalten. Ich bin ihr treu gewesen. Sie ist mein, ewig mein!

Ich machte dem Vater den Tod seiner Tochter bekannt, und das Daseyn seiner Enkelin.

Er antwortete mir, daß er keine Tochter gehabt habe. Mir war es lieber, denn nun war die kleine Klare ganz mein. Mein Entschluß war gefaßt. Ich zog hierher nach Großenborn, nur in dem Andenken für meine Geliebte, nur für ihre Tochter zu leben. Geflissentlich ließ ich den Schleier des Geheimnisses über der Herkunft des Kindes. Ich that nichts dagegen, wenn man sie meine Tochter nannte. Ich habe ihren Namen nie genannt, sie weiß ihn selbst nicht. Eine versiegelte Schrift an dich zum erbrechen addressirt, wenn ich etwa schnell sterbe, enthält ihren Familiennamen, und den Aufenthalt ihrer Verwandten.

Das ist meine Klare, das ist sie! Ich habe Wort gehalten, ich habe nur für sie gelebt, und darum eben auch für mich selbst am meisten. Ich erzog sie, das heißt, ich ließ sie in den segnenden Händen der Natur erwachsen. Ich that fast nichts für sie, als daß ich sie liebte, und daß ich sie nicht despotisirte. Ich überließ sie dem holden Genius der Kindheit und ihrem weichen offnen Herzen. Ich erfüllte ihr Herz früh mit dem Glauben an Gott, an

die Unsterblichkeit, an die Heiligkeit des Gemüths, ohne aber viel über diese Gegenstände zu raisonniren. Ihren Verstand übte ich an den kleinern Vorfällen des Lebens. Ich hütete mich, die Blüthe ihrer warmen Phantasie zu zerstören. Ich ließ ihr die reitzende Poesie ihrer Kindheit, ihrer Jugend, die, gleich den Griechen, überall geistiges Leben, überall die Gottheit sah und ehrte. Ihre Träume waren mir nicht possirlich, sie erquickten mich. Ich hätte gern dem Kinde geglaubt; sie gab mir einen Theil meines Jugendglückes, jener süßen Träume der Kindheit zurück, die der todten Natur Willen, Empfindung und Geist giebt. O, das Kind war gut, gut gegen Alles. Ihre Vorstellung war der süße, harmonische, leise und steigende Ton eines Saitenspiels, den der Hauch der Luft, der Athem eines Geistes hervorlockt, ein Ton aus einer schönern Welt, der Gesang eines schönen Geistes. Sie theilte ihr Herz mit der ganzen Natur, sie schien sich nicht besser, als jedes andere lebende Wesen.

Sie drückte leise meine Hand, wenn wir

Abends noch in den Garten gingen, und die Schmetterlinge schlummernd an den Distelköpfen hingen. Sie schlafen schon, sagte sie flüsternd, in ihren Blumenbetten, und der Morgen weckt sie, und die weichen Disteln erwachen auch, und Alles erwacht und ist fröhlich. Sie redete mit ihren Blumen, mit der hohen Lilie, die sie am meisten liebte. Sie fragte das Schneeglöckchen, warum es so früh käme, und nicht auf die Schmetterlinge und auf die kleinen fleißigen Bienen wartete. Sie kannte alle Nester im Garten. Sie brachte den brütenden Vögelchen Futter. Sie belohnten die Liebe des Kindes mit einem seltenen Vertrauen. Manche Vögelchen ließen sich von dem leisen Finger des Kindes das Köpfchen streichen. Diese zarten, geflügelten, leichten Geschöpfe waren ihr die liebsten. Sie bejammerte nichts, als daß sie ihre Sprache nicht verstände. Sie sah in der ganzen Natur das Gebot der Liebe ausgeübt, der Freundschaft, der Geselligkeit, und in ihrer Brust bewegte sich dieser göttliche Hauch mit lebendiger Allmacht. Sie sah einst, und sie er-

starrte vor Schrecken, daß nicht Alles Liebe athmete. Sie sah einen Raubvogel einen Vogel zerreißen.

Drei Tage ging sie betrübt umher, leidend, ängstlich, als wäre sie krank. Aber sie verschwieg mir, was sie gesehen hatte, wahrscheinlich um mich nicht zu betrüben.

Sie hörte Mährchen erzählen, und sie bevölkerte nun den Himmel, die Erde, die Wohnung des Menschen mit wohlthätigen, geistigen Wesen. Das Böse, das Ungestalte blieb in ihrem Gedächtniß nicht zurück. Kein Schmuz konnte an dem glänzenden Spiegel ihrer Seele haften. Die Kinder des Dorfs sogar, mit denen sie spielte, wurden zu bessern Wesen, sobald Klarens Auge sie ansah, sobald der linde Hauch ihres Geistes sie umwehte.

Ihre Spiele waren sinnvolle, bedeutende Anspielungen auf Klarens Vorstellungen. Es war nicht das fröhliche, unbedeutende, unbesonnene Toben des Kindes, das nur lärmen will. Wenn sie tanzten, du hättest geschworen, du sähest die Grazien tanzen. Was Klare that, hatte eine schöne, bedeutende Form. Ihre

Freude war mit einer leichten Wehmuth gepaart, und schmerzte sie etwas, so stand ihr der Schmerz wie einem andern Kinde ein stilles, träumerisches Lächeln.

So wuchs sie empor, und immermehr entfalteten sich die Züge einer hohen, aber keiner stolzen Schönheit. Sie war das Lächeln der Liebe; aber wenn man die dunkelblauen Augen sah, die sie über dem lächelnden Munde, über den Purpurwangen mit dem freundlichen Grübchen, so sinnend in die Höhe schlug, so war sie ein höheres Wesen, ein Engel der Ruhe. Ihre Spiele hörten nicht auf, sie wurden nur bedeutender, nur Hüllen für schönere Ahnungen, für unentwickelte heilige Gefühle, die in der jungen Brust sich regten.

Sie saß noch immer, schon beinahe Jungfrau, mitten unter ihren Blumen. Sie redete mit ihnen; sie trauerte, wenn sie welkten; sie freuete sich, wenn sie erfrischt wurden: aber es war nicht das alte Vertrauen mehr zwischen Klaren und ihren Gespielinnen, den Blumen. Sie verstehen mich nicht, sagte sie seufzend, so sehr ich sie liebe. Sie schlummern und er-

wachen, ohne mich zu kennen, ohne zu leben. Wie viel ist todt, Vater, was ich sonst lebend glaubte. O! wenn in der stillen, lautlosen, farbenlosen Nacht erst über den Hügeln dort die Morgenröthe emporstrahlte, und nun der lebendige Athem des Morgens erfrischend, ermunternd durch die ganze Natur rauschte, und nun Bäume, Blumen, Vögel und Insekten und Alles fröhlich erwachte; so war mir der Morgen ein schöner Jüngling, der hinter den Hügeln schlummerte, dann sich mit seinem Strahlenkranze emporhob, und nun aufspringend wieder athmete. Das ist nicht mehr. Er schlummert nicht hinter dem Hügel, er athmet nicht. Ach! wo ist er? wo ist der, dessen lebendiger Odem Morgens die Schöpfung weckt? Wo ist er? wo ist er, dessen Athem mein Herz zum Schlagen bringt? Wo soll ich ihn finden? wie soll ich ihn lieben? womit ehren?

So sagte sie, und die schöne Stirn sank dann nachdenkend in ihre Hand, oder sie drang mit funkelnden Blicken spähend in die Wolken. Was ist jenseits? die Frage las man auf ihrem Gesichte, und was jenseits dem Jenseits?

So wurde sie Jungfrau, das heißt, eine zarte Bescheidenheit, eine leise Schamhaftigkeit zogen nun in die unschuldige Brust des frommen, arglosen Kindes. Es ging in ihrem Innern nichts vor, als daß sich Alles, Alles entfaltete. Sie hatte keine andern Begierden, Wünsche, keine andere Sehnsucht, als die sie als Kind gehabt hatte. Keine Flamme einer unenträthselten Begierde verzehrte die stille Ruhe, den Frieden in ihrer Brust, und den Purpur einer unentweiheten Gesundheit von ihren Wangen. Ihre Ruhe wurde der stillste Frieden; ihre Heiterkeit erhöhete sich; ihre Sehnsucht, welche die Natur dem jungen Herzen entlockte, war nichts als eine reine Begeisterung ihrer Seele geworden. Ihr Herz schlug nach einem unbekannten Gute; aber wie hättest du Sinnlichkeit nennen mögen, was inbrünstiges Umfassen des Guten, des Schönen, des Ewigen war. Aber ich wußte, dem ersten edeln Jüngling, den sie sah, mit dem sie zusammen einige Zeit lebte, flog ihr sehnendes Herz entgegen.

Ich verzögerte den Augenblick so lange als möglich. Ich führte sie auf Stunden in Ge-

sellschaft, und in ausgesuchte, feine Gesellschaft; dann auf längere Zeiten. Ich sah keine Veränderung an ihr. Sie blieb gleich ruhig, sie blieb sogar gleich einfach in ihrer Kleidung. Ich ließ sie einigen Bällen beiwohnen. Sie blieb ruhig, denn sie erzählte mir jedes Wort, das sie mit ihren Tänzern geredet hatte. Das Vergnügen war nach drei Tagen vergessen, unter den leichten Arbeiten meiner Haushaltung, unter den ernsten Beschäftigungen des Garten- und des Feldbaues, unter den genußreichen Stunden des Lesens, der Musik und des Zeichnens.

Ihre Brust schlägt noch ruhig, aber dennoch ist der Augenblick da, in dem das süßeste Gefühl des Lebens, die Liebe, sie ergreifen wird. Ich kann nichts thun, als den Augenblick verzögern, und dann ihr zutraulich sagen: Klare, ich weiß, warum du seufzest. Die schöne Flamme der Natur lodert in deiner Seele. Du findest nicht mehr dein Glück in dir selbst; du findest es von nun an in dem Glücke eines andern Wesens. Du liebst, und Gott gebe, daß du geliebt wirst!

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Hm, was du mir da schreibst, liegt wie eine Centnerlast auf meiner Seele, und so sehr ich mich dagegen wehrte, — denn es ist doch zu arg — so fürchte ich doch, Alter, daß ich zuletzt das Gewehr vor dir strecke. Ich lachte laut auf, wie ich zuerst diese Worte las: es ist Eifersucht, Losse, warum du meinem Sohne deine Tochter versagst. Wahrhaftig, ich lachte laut auf. Wie doch die väterliche Liebe den Alten verblendet hat! sagte ich, den Kopf über dich schüttelnd. Aber ich nahm deinen Brief wieder zur Hand, las wieder, und fand deine Behauptung nur ein wenig ehrenrührig für mich, aber doch ein wenig wahrscheinlicher. Ich sprang auf, legte den Brief vor mir auf den Tisch, die Hand darauf wie auf ein Evangelienbuch, und sagte: bei Allem was heilig ist, Alter, ich will nur meine Klare nicht von dem wilden Ehrgeitze eines jungen Menschen mißhandeln lassen; ich will nur nicht eine unschätzbare Perle zu dem Prunke einer Gasterei zerstören lassen! Das sagte ich feierlich, und schloß den Brief ein.

Aber ich war nicht fertig, wie ich glaubte. Ich holte deinen Brief noch einmal hervor, und sagte dabei: er thut mir wahrhaftig Unrecht! Aber je mehr ich las, desto stärker fing mir an das Herz zu klopfen. Und endlich fand ich, daß du nicht ganz Unrecht hattest. Wahrhaftig, Alter, du hast Recht, ich wollte nur die Perle nicht herausgeben, um sie zu dem Königsschmucke der Liebe zu machen. Ich selbst wollte das liebe Mädchen nicht verlieren. Ja, ich wollte ihr einen Mann geben, zwischen dem und mir sie ihr Herz theilen sollte. Ja, ich hätte es sogar gern gesehen, wenn sich vor der Hand gar keiner gefunden hätte, oder doch einer, der sich wie ein unschuldiger Schäfer allein in Klarens Küssen berauscht, seine Wohnung in Großenborn aufgeschlagen, und Klaren mir gelassen hätte. Freilich, ich zittere vor dem Gedanken, sie einem Manne zu geben, dessen stolze Riesenseele das Herz ganz, ganz an sich fesselte, ohne mir etwas von ihr zurückzulassen, als das laue Gefühl der Dankbarkeit. Ja, sie sollte mir ihr Glück, ihr ganzes Glück verdanken. Das wollte ich, darum entzog ich ihrem

Anblicke einen Mann, der den Henker nach dem Alten gefragt, und auch Klaren bald begreiflich gemacht haben würde, wie unentbehrlich ihr jedes Herz, jeder Schutz, außer der seinige, wäre!

Ich hatte deinem Sohne Unrecht gethan. Ich fühlte das schmerzlich, sehr schmerzlich. Ich suchte nun nicht einen guten Frieden mit der Sünde auf dem Status quo abzuschließen. Ich überzeugte mich, daß dein edler Sohn der beste Mann für meine Klare sei, daß sie an seinem edeln, stolzen Herzen nur die sicherste Hoffnung für ihr weiches Herz, und den Schutz für alle ihre häuslichen Tugenden finden würde.

Ich glaube, meiner Treu, rief ich, hoch erröthend vor Schaam, ich alter Kerl bin halb und halb in das Mädchen selbst verliebt gewesen. Und unmöglich ist das nicht, guter, alter, treuer Reinhard; je mehr ich bei dieser Gelegenheit wieder in mein Inneres gesehen habe. Denn, alter Freund, nun lache du, ich habe es verdient, ihr kleiner Fuß, ihr runder Arm, ihr weißer Hals waren mir gar keine gleichgültige Gegenstände. Ich hatte meine Lust daran, sie her-

auszuputzen, wie eine Puppe; und wahrhaftig, ich vergehe vor Schaam, wenn ich daran denke, was mag das Kind wohl von dem Allen gedacht haben? Ich ordnete an, was sie anziehen sollte, welche Farben sie kleideten. Nun lache, ich bin fertig mit meiner Ohrenbeichte.

Ich warf nun deinen Brief ins Kamin, stand bedächtig auf, sagte: das kommt von der Sicherheit, von der Ruhe! Da stehe ich alter Herr nun beschämt wie ein Schulknabe, der Liebesbriefe statt Vokabeln schreibt, und den man darauf ertappt.

Klare, sagte ich zu Klaren, die ins Zimmer trat: laß anspannen. Ich fahre in die Stadt; zieh dich gut, sehr gut an, ich bringe Besuch mit, der dich interessiren wird. Welches Kleid, meinen Sie — hob sie an. Ich stand beschämt da. Ei zum Henker, sagte ich barsch: bin ich denn ein Modejournal? Zieh dich an, wie eine Braut. Sie erröthete.

Sieh, Reinhard, da hatte ich wieder einen dummen Streich zu Buche zu führen: Braut? mußte sie das wissen? Aber sieh, ich wollte vor mir selbst großthun, ich wollte mir zeigen, daß

ich alberne Streiche wieder gut zu machen verstände. Ich setzte mich in den Wagen, und trottirte der Stadt zu, gerade vor das Haus, wo dein Sohn wohnt. Der alte Reinhard soll sehen, daß ich meiner Nase ehrlich nachgehe, sobald ich sie sehen kann, und daß ich mit meinen Betrügern und Schmeichlern von Leidenschaften keine Friedenstraktate schließe. Ich polterte die Treppe hinauf; ich trat jetzt eben so derb und stolz auf, wie dein Sohn selbst. Denn ich war mir bei diesem Besuche eines guten Vorsatzes bewußt, den ich mitbrachte. Stolzer kann er nicht seyn als ich selbst, sagte ich auf der Treppe, aber leicht besser! und so trat ich zu ihm ins Zimmer.

Ich fand ihn gestiefelt, gespornt, ein paar Mantelsäcke vollgepackt. Gut, daß ich Sie reisefertig treffe, sagte ich ihm mit einem sichern Tone: denn Sie müssen mit mir, in einer Stunde höchstens.

Er sah mich an, befremdet. Ich bedaure, sagte er: in zehn Minuten bin ich zu Pferde.

In einer Stunde sind Sie mit mir im

Wagen. Ihre Reise kann nicht so wichtig seyn, als die meinige.

Ich bedaure, in der That; aber in zehn Minuten bin ich zu Pferde. Auch weiß ich nicht, wie lange ich von hier abwesend seyn werde. Er legte seinen Reisemantel auf den Mantelsack. Ich bin sehr eilig.

So eilig Sie auch seyn mögen, so müssen Sie mit mir, sagte ich eifrig; denn ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, er sollte mit mir. Es ist unmöglich, antwortete er.

Hm, unmöglich oder nicht. Sie müssen mit mir. Ich will Ihnen einen Schatz zeigen, eine unschätzbare Perle.

Was es auch ist, sagte er lächelnd, ich muß fort! Ich muß diesen Augenblick fort. Meine Pferde sind da.

Junger Mensch, sagte ich, laß dich doch bedeuten. Ich habe eine Tochter —

Während wir hier warten, sagte er finster, vergeht vielleicht die Minute, wo ein Unglücklicher noch zu retten ist. Er verbeugte sich, war fort. Ich ihm nach. Ja dahin gallopirte er schon, und ich stand da wie ein Narr.

Nun so reite du, rief ich hinter ihm her, und fuhr dann verdrießlich in ein Gasthaus. Ich ließ ihm dann ein Billet geben, worin ich ihn bat, bei seiner Zurückkunft mich sogleich zu besuchen, um meine Tochter kennen zu lernen. Ich wagte dabei nichts; denn du hättest es ihm ja ebenfalls geschrieben.

Ich reisete zurück, und fand Klaren wie eine Braut gekleidet, weiß, einfach, eine Rosenknospe vor der Brust. Aber ich brachte ihr niemanden mit. Das ärgerte mich, denn ich hatte meinen Kopf darauf gesetzt, das sollte nun sogleich Alles in Feuer und Flamme gerathen. Sie erinnerte mich an mein Versprechen nicht, und ich schwieg.

Jetzt sah ich, daß sie unruhig war. Es ärgerte mich ein wenig, ich hatte das nicht von ihr vermuthet. Ich schwieg desto fester. Endlich stand sie auf, näherte sich mir, und fragte: also kommt Niemand? Sie stand mit dem Gesicht einer Braut, in hohen Purpur gemalt, vor mir. Niemand! sagte ich. Da erheiterte sich ihr Gesicht, der Purpur verlor sich; sie sagte fröhlich: dann darf ich eine Bitte thun.

Ich sah sie an. Der Prediger Manne hat mich gebeten, seine Töchter auf vierzehn Tage zu besuchen. Ich habe es schon lange versprochen, ich habe Morgen schon dazu bestimmt. Jetzt also — sagte sie schmeichelnd.

Kannst du in Gottes Namen reisen, sagte ich sehr sanft. Ich hatte ihr Unrecht gethan. Den andern Morgen fuhr sie fröhlich ab, ohne einmal zu fragen, wen ich hätte mitbringen wollen. Mir war es desto lieber. Ich bitte dich übrigens, deinem Sohne nichts mehr zu schreiben als er schon weiß. Ihre Herzen werden sich finden.

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Ich habe die Briefe deines Sohnes richtig erhalten, guter Bruder. Ich stimme dem bei, was du mir über seine Briefe schreibst; sie sind vom ersten bis zum letzten die unzweideutigsten Urkunden einer schönen, stolzen Seele, lauter Adelsbriefe, die er sich selbst ausgestellt hat. Nur weiß ich nicht, wo er bleibt. Ich habe schon zweimal zu ihm geschickt; man läßt mir

sagen, man erwarte ihn jeden Tag von seiner Reise zurück.

Ich habe Klaren den größten Theil von deines Sohnes Briefen vorgelesen, ohne ihr zu sagen, von wem sie sind, und sie haben eine mächtige Wirkung auf das Herz des Mädchens gemacht. Ich könnte sagen, sie liebt schon jetzt deinen Sohn, schon jetzt! Denn wenn ich ihr vorlese, sitzt sie da mit Augen, die noch von etwas anderm begeistert sind, als von der Schönheit der Briefe. Dieses große träumerische Auge malt sich gewiß den Schreiber der Briefe. Und, ich hatte es getroffen. Sehen Sie, lieber Vater, sagte sie auf einmal, ich denke ihn mir groß und edel, kein jugendliches Gesicht gerade, aber edel, männlich; ein ruhiges Auge, voll eines stillen Feuers; einen lächelnden Mund, aber ohne Lachen; einen stolzen Gang, aber ohne alle Ziererei.

Du wirst bald sehen, sagte ich lächelnd, ob du sein Bild getroffen hast oder nicht. Er wird bald kommen. Es war eben der, den ich einmal mitbringen wollte. Da erröthete sie, und sie schlug das schöne Auge nieder, und sie

hob es wieder noch träumerischer als vorher. Ich habe deinem Sohne keinen übeln Dienst geleistet, denke ich, auch dadurch, daß ich den Schleier des Geheimnisses über ihm lasse. Sie weiß nicht, wer er ist, wie er heißt, woher er ist; und daß er jetzt keine unbedeutende Rolle in ihrem Herzen spielt, in ihren Träumen, in den schönsten Minuten einer jugendlichen leisen Sehnsucht: das sehe ich, weil sie nicht einmal frägt: wer ist er?

Wenn ich nur den Burschen zur Stelle hätte! O, ich möchte ihn sehen, wie er zum erstenmale vor diesem Gesichte, in dem der ganze Himmel schimmert, vor diesem trunkenen, sanften Auge steht, in dem das allerweichste, schönste Herz, in dem Unschuld und Liebe sich spiegeln! Ich weiß nicht, wo er bleibt. Meine Klare fliegt jedesmal erröthend ans Fenster, wenn ein Wagen auf den Hof rollt, oder ein Pferd sich hören läßt. Ihr Auge funkelt in der Flamme der Liebe, und dann versenkt sich diese Flamme wieder, still wärmend, in die Tiefe ihrer Seele. Sie belächelt sanft ihre schönen Träume.

Der alte Losse an Reinhard.

Grotzendorn.

Welch ein seltsamer Zufall stört unsere Pläne, mein guter Reinhard. Der junge Losse, meines Bruders Sohn, heirathet, schreibt er mir. Ich höre, seine Braut ist eine der galantesten jungen Damen der Stadt. Ihr Vater hat die Kunst verstanden, sein Wohnzimmer zu einem Assembleesaale, und sein ganzes Haus zu einem Lusthause zu machen. Es sollen sehr liebenswerthe, artige Menschen seyn, welche das Kunststück gelernt haben, die Rose des Lebens abzupflücken, ohne die Dornen davon zu berühren. Freilich hat das dem Vater einen sehr beträchtlichen Theil seines Vermögens gekostet, und vielleicht seinen Kindern die ganze Energie ihrer Herzen. Sie machen aus dem Leben eine Spielparthie.

Mein Neffe ist ein reicher junger Mensch; und ich fürchte, man rechnet auch dabei auf mein Vermögen. Ich schreibe ihm, daß ich ein Geschäft mit ihm abzumachen habe, und bitte ihn, zu mir zu kommen. Ich wollte dem jungen Menschen meine Befürchtungen sagen. Ich

wollte ihm rathen, auf welchen Fuß er sich mit seiner jungen Frau setzen möchte. Ich wollte — was weiß ich? Er war meines Bruders Sohn, meines Bruders, den ich herzlich liebte, mit dem ich zerfallen war.

Von dem jungen Menschen höre ich allerlei, das ebenfalls nicht zu seinem Ruhm war: er sei ein eitler Fratz, ein unruhiger, störrischer Kopf, händelsüchtig, ehrgeitzig, und ohne alle Stärke des Charakters.

Er kommt. Er war das Bild meines geliebten Bruders. Ich nahm ihn mit einer großen Bewegung auf. Du heirathest, höre ich? Und siehe da, das Mädchen hat ihm eines Abentheurers willen einen Korb gegeben, eines elenden Abentheurers willen, und dennoch schwört mein Neffe Stein und Bein, das Mädchen habe ihn geliebt.

Ich suchte ihm begreiflich zu machen, er irre; vergebens. Ich wasche einen Mohren. Er ist einer der jungen Leute, die ich am wenigsten leiden kann. Es fehlt ihm nicht an Geist, es fehlt ihm an Charakter. Er lästert den Frühling um eines kalten Tages willen, und ver-

wünscht das Leben, weil eine Falte in seinem Betttuche ist. Die Sonne soll gehen wie seine Taschenuhr, und das Leben wie der erste der beste Roman, den seine Phantasie schafft! und so schimpft er auf Zeit und Leben.

Er meint es mit der Tugend sehr gut, aber er will seine Tugenden zu tausend Procent anlegen; und ginge Alles im Leben wie er wollte, wie er meinte, so würde es wieder nicht recht seyn. Er würde zu der Erde den Mond haben wollen. Kurz, ein Mensch, der glaubt, daß ihm nie Gutes genug begegnen kann, und dem die Natur mehr Böses in den Weg legt, als je einem andern.

Ein Freund hat mich betrogen, ein Schurke hat mich gestürzt, ein Mädchen verlassen. Da hast du sein Lied, das er dir in tausend Melodieen vorpfeift, vorsingt, vorseufzt, vorbrummt, in Hieroglyphen, in Schrift, in allen Sprachen dir vorleiert. Ich pfeife ihm dagegen ein Liedchen, wobei seine Eitelkeit eben nicht sehr wohl fahren soll. Aber das hat uns schon entzweit. Denn sieh, er hält mich für einen Glückspilz, der mit der Vorsehung nicht hadert,

weil ich gut verdaue; ich fürchte sogar, für einen Heuchler hält er mich, der durch die Almosen, die Klare vertheilt, sich mit dem Himmel für geheime Sünden abzufinden versteht. Wenigstens klingt das bald so, was er sagt: und daß es auf mich gehen soll, sehe ich an dem finstern Blicke, mit dem er's sagt.

Klare war auf ein vierzehn Tage verreist, wie er ankam. Endlich kam sie zurück. Sie hüpfte zu mir ins Zimmer, sie schlang ihre Arme um meinen Hals. Die Bewegung der Reise hatte ihr eine höhere Farbe gegeben. Sie war sehr schön. Da sah sie meinen Neffen, und sie verbeugte sich, was ich Alles erst nachher gesehen habe, tief, sehr tief. Was der junge Mensch auf einmal für Augen machte, wie er diesen Engel neben mir stehen sah! Das ist meine Klare, sagte ich; er verbeugte sich, ohne meine Erklärung zu fodern, die er von seinem Vater haben mußte, der sie für meine Tochter hielt. Das ist mein Neffe, meines einzigen, herzlich geliebten Bruders Sohn, sagte ich zu Klaren. Sie redeten ein paar Worte, was die Sitte fordert, weiter nichts.

Klare erzählte mir von ihrer Reise, und mein Neffe stand da und horchte mit lächelnden Lippen mehr auf den schönen Klang ihrer Worte als auf die Worte selbst. Er unterbrach sie so wenig als ich, als nur mit einem fragenden Nun? wenn sie schwieg. Dann ging sie, um ihre Sachen zu besorgen.

Ich hoffte, mein Neffe sollte in Lobeserhebungen ausbrechen; allein er pfiff sein Liedchen. Desto besser, dachte ich, und so war Alles gut. Das aber war's nicht, mein guter alter Reinhard, es war nichts weniger als gut. Denn siehst du, Klare hält meinen Neffen für den Schreiber der Briefe, die ich ihr vorgelesen habe, und sehr natürlich. Ich habe ihr ja versprochen, er werde bald kommen. Ja, mir sind ein paar Worte über die Lippen gelaufen, die dem Mädchen gerade so aussehen mußten, als die Frage: willst du mit diesem Manne ziehen?

Natürlich, daß sie ganz arglos das Bild des Mannes, der so schöne Briefe schreibt, und mit dem sie ziehen soll, in ihre Träumereien, in ihre Phantasieen webt; natürlich, daß sie glaubt, mir einen Gefallen zu thun, wenn sie

dieses Bild recht tief in Seele und Herz drückt, daß sie ihre ganze Zukunft mit dem geliebten Bilde ausfüllt, es in die Strahlen des Himmels, der Tugend kleidet, es mit allen Liebreitzen ausstattet, es mit der ganzen, bis dahin namenlosen Sehnsucht des erwachenden Herzens umfaßt.

Sieh, Reinhard, nun tritt sie zu mir ins Zimmer, findet einen jungen Menschen bei mir, der dem Bilde gar nicht unähnlich ist, das sie sich von ihm mit Feuerzügen gemalt hat. Mein Neffe ist ein schlanker, hoch aufgeschossener Bursche, der sich gerade und edel trägt. Ueber einer langen feinen Nase blitzen ein paar funkelnde Augen. Sie findet noch mehr, als sie erwartet hat: das schöne männliche Gesicht in einen leichten Schleier von Trauer gehüllt; einen Schmerz in seiner Brust, den er männlich zu tragen scheint; denn so klug, so instinktartig klug ist der Koridon wohl, daß er ihr sein ewiges Liedchen nicht singen wird, außer den Anfang, eine Klage über das treulose, verächtliche Leben; Noten, die ohnehin jedes junge Herz in Bewegung setzen.

Denn nur das junge Herz verachtet das Leben, wir Alten lieben es, wenn wir es auch langweilig finden. Pah, pah! sieh, ich denke an nichts. Ich halte Klarens Irrthum nicht für möglich, weil er mir nicht möglich war. Sie kann unmöglich den Schreiber der Briefe mit meinem Neffen verwechseln, denk' ich.

Sie verwechselt ihn aber richtig. Und wie denn das nun geht. Klare glaubt nicht freundlich genug seyn zu können, und der Koridon, der sich interessant machen will, nicht traurig genug. Daraus entsteht ein gegenseitiges Treiben, ein Anziehen, kurz die ganze Litanei der Liebe. Ich merke nichts; denn mein Neffe, der mir nicht traut, weil ich einmal ein paar Worte über Klarens Bestimmung geäußert habe, mag den ganzen Handel als Kontrebande treiben, und Klare, welche glaubt, daß ich mich aus Grundsatz nicht hineinmischen will, aber doch meiner Einwilligung gewiß ist, treibt die Sache eben so heimlich.

Endlich kommt dein Sohn. Ich fliege in seine Arme, ich präsentire ihn Klaren, mit einem ganz andern Accent, als womit ich ihr

meinen Neffen vorstellte. Sie wird ängstlich, das gefällt mir. Dein Sohn sah aus wie Paulus, der den Himmel offen sieht. Er erdrückt mich fast, wenn er mich allein hat, mit seinen Umarmungen. Mein Neffe war ein paar Tage verreist. O, es ist ein reitzendes Geschöpf, sagte dein Sohn den ersten Tag; o, es ist ein Engel an Schönheit den andern; den dritten weiß er keine Worte mehr zu finden, keinen Vergleich mehr für Klaren; den vierten war er bezaubert; den fünften ging er mit verschränkten Armen, mit trunkenen Blicken, träumend wie ein Nachtwandler umher, sah ihr nach, wenn sie ging, erröthete, wenn sie ihn anredete, zitterte, wenn ihr Rock oder ihre Schürze ihn streifte im Vorübergehen. Dein Sohn war ein Narr, so gut, so närrisch wie ein anderer.

Ich hatte meine stille Freude daran. Dann kam mein Neffe zurück. Und auf einmal gab's finstre Gesichter, lange Seufzer und Langeweile; Klare war wie ein Vögelchen im Mausern; mein Neffe war wie ein Tragödienheld, unstät, rauh, weich, finster, lustig. Dein Sohn behielt eine Art von Haltung, oder erhielt sie.

Er wurde kalt, ein wenig steif. Es kostete ihm Mühe, gegen meinen Neffen eine ruhige Stellung zu behalten; aber er behielt sie, obgleich mein Neffe zuweilen übermüthig war.

Das mußte mir endlich auffallen. Ich nehme deinen Sohn allein: was geht hier vor? Er lächelt; nichts! sagt er. Sie und mein Vater haben in meiner Brust Wünsche rege gemacht, die den Besitz Klarens, was soll ich's Ihnen läugnen, zu dem einzigen Glücke meines Lebens gemacht haben. Daß sie vergeblich sind, ist nicht Ihre Schuld.

Vergeblich? Was Teufel? Vergeblich? Wie denn so vergeblich? Wie denn so?

Klarens Neigung scheint auf Ihren Neffen gefallen zu seyn, sagte er tief seufzend.

Was? was? sagte ich mit einem langen Gesichte. Was? Nein, das ist nicht möglich. Denn, ich verstehe mich auf das Herz auch ein wenig, und ich habe Gründe, die mir gewiß machen, daß du irrst.

Er lächelte. Er legte die Hand auf die Brust, und sagte mit einem sehr betrübten Tone: Ich liebe sie, ich liebe Klaren, und das Auge der

Liebe sieht scharf. Ihr gütiger Wunsch ist vergeblich. Meine Gegenwart scheint Klaren in eine kleine Unruhe zu setzen, und die ich wahrlich verschulde. Ich zeigte ihr meine Leidenschaft, die ich besser verschwiegen hätte; ich zeigte sie, auf die Hoffnungen gestützt, die Sie mir gaben.

Was? was? Sie zeigten ihr Ihre Leidenschaft, und Klare? wie Klare?

Ist zu gut, zu milde, um nicht einige Unruhe über eine so vergebliche, und eine so heftige Leidenschaft zu empfinden. Erlauben Sie, daß ich sie ihr erspare.

Ho! ho! Recht so, rief ich: sogleich auf und davon, wenn das Mädchen nicht sogleich ihr Herz auf einem Präsentirteller entgegenträgt. Das Alles ist nicht; denn zum Henker, ich weiß ja, was ich weiß. Ich weiß ja zum Exempel, lieber Hitzkopf, daß Sie schon einige Monate früher, ehe Sie Klaren kennen lernten, ihre Träume beunruhigten. Sie hat Sie, kann ich Ihnen sagen, schon eine ganze Weile ja geliebt. Das weiß ich. Wer weiß, welche Gespenster Sie gesehen haben.

Er lächelte wieder, und wehmüthiger als vorher. Ich weiß es gewiß, Herr Losse, daß Sie sich irren.

Dahin sprang ich voll Zorn auf Klarens Zimmer. Sie saß da, die Stirn in die Hand gestützt, ein Bild des schwermüthigen Grams. Sie raffte sich auf, mir ihre gramvolle Stellung zu verbergen. Sie wollte lächeln; aber ihre Augen wurden naß statt des Lächelns. Ich fürchte, Klare, sagte ich, du verbirgst mir etwas; du läßt das Köpfchen hängen wie ein krankes Vögelchen, und ich weiß nicht warum. Sie sah mich groß an, wieder mit einem Lächeln ringend, dann kam ein Seufzer, dann eine Thräne, noch eine. Sie schrieb mit den Fingern auf den Tisch, als wäre sie ganz allein.

Hübsch ist das nicht, Klare, sagte ich, daß du mich hier auf Kohlen stehen läßt, und dem Tische da entdeckst, was ich längst wissen sollte. Sie sah mich an, seufzte ach! und schwieg. Ich drang aber nun in sie. Und nun brach das Herz in Thränen, und sie sagte: ach, Vater, erinnern Sie sich noch des Tages, da Sie in die Stadt fuhren, und mir sagten: ziehe

dich an wie eine Braut, ich bringe dir jemanden mit? Sie fing wieder an mit dem Finger auf den Tisch zu schreiben. Sie lasen mir seine Briefe vor, doch wohl die Briefe eben dessen, den Sie mitbringen wollten?

Ja ja, eben desselben. Nur weiter, Klare!

Sie gaben mir oft zu verstehen, mein Vater, oft, zwar nur in räthselhaften Worten, daß eine Verbindung —

Nun ja, zu allen Henkern! ja, ja, eine Verbindung. Recht, ich wußte was ich wußte. Weiter --

Ach! Er kam, er kam endlich. O, sein Bild war tief in meine Seele gedrückt, meine ahnende Seele hatte ihn so ähnlich gemalt. Er kam, ich liebte ihn, ich liebte ihn, und er — er stößt dieses Herz von sich.

Das läßt er wohl bleiben. Aber ich kenne euch Jungfern. Da seht ihr so kalt aus wie Bildsäulen, eben wenn der Geliebte in der heißesten Flamme auflodert, und wenn nun der bessere Mann sich fühlt, zurücktritt, weil er muß, und er muß, weil er der bessere Mann ist, dann hängt ihr das Köpfchen. Klare, auch

die beste von euch hat ihre Freude daran, den Mann ein wenig zum Narren zu machen. Aber diesen kanntest du ja aus seinen Briefen, daß er sich nicht wie ein Jou-Jou auf- und abrollen läßt. Ich fürchte, es ist deine Schuld, daß er glaubt, du liebst ihn nicht. Aber er liebt dich, er liebt dich. Eben jetzt geht er mit dem Geständnisse seiner Liebe von mir.

Da hob sich das funkelnde Auge, da färbte der Purpur die schöne Wange. O, ist es wahr, mein Vater? rief sie, und streckte mir die Arme ein wenig entgegen. Er liebte mich wirklich? Losse liebte mich?

Losse? Losse? fragte ich. Ich sprang zurück. Von Lossen redest du?

Sie sagte leise und furchtsam: reden Sie denn von Jemand anders? Der hat ja die Briefe geschrieben.

Das hat er gelogen, der Windbeutel! rief ich in vollstem Verdrusse. Klare erblaßte. Furchtsamer sagte sie: Er hat es nicht gesagt; aber Sie, mein Vater. Hat er sie denn nicht geschrieben? War er's denn nicht, von dem Sie redeten?

So hohl's der Teufel! rief ich, und auf einmal sah ich, daß ich selbst meinen Neffen mit deines Sohnes Briefen, mit meinen Lobeserhebungen ausstaffirt hatte, daß ich Schuld an dem ganzen Unglücke war. Ich wußte mich in der That nicht zu fassen. Sagen wollte ich nicht ein Wort, denn so viel fühlte ich, jedes Wort, das ich sagen konnte, mußte wie ein Dolch in das Herz des armen Mädchens fahren. Denn ich würde dem armen Losse eine Apologie gehalten haben, die vielleicht des Mädchens Herz auf ewig von mir abgewendet hätte. Ich that also was ich konnte, um meinem tiefen Verdrusse Luft zu machen. Ich sprang auf dem Zimmer hin und her wie ein gescheuchter Vogel, ich warf meine Mütze auf den Tisch, dann setzte ich sie wieder auf den Kopf, ich sah träumend auf den Hof, warf das Fenster wieder zu, daß es klirrte, rollte einen Strohhuth Klarens zusammen wie Papier, und warf ihn in einen Winkel.

So hohl's der Teufel! rief ich noch einmal, und sprang zum Zimmer hinaus in meine Stube, wo ich deinen Sohn noch fand. Nun?

fragte er, nachdem er lange mich schweigend angesehen hatte, wie ich ein Buch nach dem andern auf- und zumachte, den Staub von den Büchern ihm ins Gesicht blies. Nun? fragte er. Sie haben Recht gehabt, sagte ich, und ich bin Schuld daran. Er drückte meine Hand, und nach einer Stunde saß er zu Pferde.

Ich habe weder Klaren, noch meinen Neffen seit dem gesehen. Ich warf mich an den Schreibtisch, dir zu schreiben. Die Feder ist, so lange ich lebe, der beste Ableiter meines Zorns und der übrigen Leidenschaften gewesen, nur der Liebe nicht. Und so sei Gott deinem Sohne, mir und dir gnädig! denn er hat das beste Weib der Erde verloren.

Der junge Losse an Siegmund.

Großenborn.

Welche Ariadne wird mir den Faden geben, mich aus diesem tödtlichen Labyrinthe zu leiten? Ich fühle mich umstrickt von Netzen, die unsichtbar sind; ich sehe mich von Abgründen umfangen, zwischen denen kein Weg sicher hinleitet. Und dennoch möchte ich zuweilen meine

Sinne abläugnen und rufen: es ist nicht! Die Abgründe, die ich sehe, sind die lieblichen Gärten des Paradieses, in denen die kindliche Unschuld eines Engels in Gestalt eines Mädchens wohnt, und ein patriarchalischer Greis, die stille, ruhige, schuldlose, ernste Weisheit. Und doch, wenn ich zusammenfasse, berechne, überlege, des Alten Schritte von Anfang an bis heute berechne; dann rufe ich: ich habe den Heuchler!

Er ließ mich kommen, wie du weißt, eines wichtigen Geschäfts willen, eines sehr wichtigen Geschäfts willen, und es ist die Rede nicht davon. Er fragte so zweideutig nach meiner Verheirathung, und da ich ihm sage, gewiß mit dem Schmerze einer hohen Leidenschaft: es ist vorbei, kann er sich kaum eines lauten Triumphs erwehren. Er lächelte, er nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: gut, dann habe ich dich! Vierzehn Tage war ich hier, und mit jeder Stunde, die ich länger in seiner Gesellschaft zubrachte, näherten wir uns einander in Vertrauen, in Liebe könnte ich sagen, wenn mir nicht von meinem Vater her immer ein kleiner Zweifel auf dem Herzen geblieben wäre,

der aber doch nach und nach seiner gutartigen Treuherzigkeit wich.

Ich will abreisen, er bittet mich zu bleiben. Auf einmal öffnet sich die Thüre; ein Mädchen stürzt in seine Arme, um seinen Hals, mit einer Leidenschaft, die ich so nie zwischen Vater und Tochter gesehen habe. Dann stellt er mir das Mädchen vor, und, Siegmund, Siegmund, vor dem siegenden Anblicke so vieler Reitze bin ich wie eingewurzelt. Denke dir die Unschuld einer Madonna, den hohen, stillen Reitz einer fleckenlosen Seele, das Bewußtseyn der Seligkeit auf einem schönen Gesicht, die lieblichste Kindereinfalt mit dem allmächtigsten Ausdrucke des Geistes vereinigt; die lachendste Heiterkeit eines Kindes mit dem frommen überirdischen Blicke einer betenden Heiligen; denke dir die hohe, schlanke Gestalt des jugendlichen Alters in der Fülle der Gesundheit und des schönsten Lebens: und du hast das Mädchen, das vor mir stand. O, ich hätte wollen mein Geschick von diesem Gesichte nehmen, ohne zu zittern.

Und dennoch — dennoch! — laß mich erst die Worte suchen, die das Gegentheil von dem

allen sagen, ohne die Schönheit zu entstellen. Sie stand vor mir. Der Vater nannte meinen Namen, und das Mädchen warf einen Blick auf mich, der sehr deutlich sagte: das ist er! das ist er, den wir erwarten! Es war als wollte sie mir ansehen, wie weit sie es mit mir bringen könnte. Dann warf sie einen sehr bedeutenden Blick mit einem ganz feinen Zuge des Lächelns auf ihren Vater; ein kleines Augenwinken bezeichnete diesen Blick bestimmt. Sie konnte nicht deutlicher sagen: das ist er also! Des Vaters Gesicht blieb in den gewöhnlichen Falten. Sie verbeugte sich vor mir; so verbeugt sich keine Fremde, bei Gott nicht! Das war kein Spiel meiner Phantasie. Sie verbeugte sich wie gegen einen alten Bekannten, den man lange erwartet hat. Mit einem so liebreitzenden Blicke verbeugte sie sich; o, hätte ihn mir die Liebe gegeben, und nicht — die Arglist —

Und sehe ich dem Mädchen in das Taubenauge, sieh, so möchte ich mich lieber der Arglist, der Raserei, des Wahnwitzes bezüchtigen, als sagen, sie ist eine Betrügerin. Nun ging sie zu dem Vater, und erzählte von ihrer Rei-

ſe; und die Muſik ihrer Stimme, die lieblichen Worte, die frohe Beweglichkeit ihres Geſichts: dem Schauſpiel war nichts, nichts gleich.

Ich ſtand da wie angezaubert! Wie ſie Alles war, Alles in den lieblichſten Formen, Tochter, Geſellſchafterin, Hausfrau, Mädchen, Jungfrau! Ich konnte begreifen, wie der Vater mit dieſer jugendlichen Liebe an der Tochter hing! Ich konnte begreifen, wie ihn ihre Liebkoſungen verjüngten! Sie ging endlich.

Das iſt meine Klare, ſagte er, in der That mit den brennenden Augen eines Liebhabers. Sie iſt ſeine Tochter. Verheirathet war er nie. Er kam nach einer Abweſenheit von einigen Jahren, in denen Niemand ſeinen Aufenthalt wußte, mit dem Mädchen, das damals ein ganz kleines Kind war, zurück, zog nach Großenborn, und lebte einſam, wie er jetzt noch lebt, für ſeine Tochter. Mein Vater, der ihn liebte, wünſchte ihn verheirathet zu ſehen. Er erklärte beſtimmt, daß er nie heirathen würde. Ueber die Herkunft des Mädchens erklärte er ſich nie. Mein Vater hielt ſie für ſeine Tochter, und mein Oheim ſagte weder ja noch nein

wenn die Rede darauf kam. Meine Vater bat ihn, seine Tochter legitimiren zu lassen. Du kennst die strenge Sittlichkeit meines verstorbenen Vaters. Mein Oheim antwortete darauf eben so wenig.

Das entzweiete sie auf die Länge. Der Bruch wurde unheilbar. Er ist ein Heuchler, sagte mein Vater. Er hat ein Verbrechen auf der Seele, das er nicht gut zu machen das Herz hat. Er bedeckt sein wundes Gewissen mit dem Scheine einer tiefen Weisheit. Mein Oheim wußte das; aber er blieb über den Punkt des Mädchens verschwiegen wie das Grab.

Mein Oheim hatte sicher den Eindruck gesehen, den seine Tochter auf mich gemacht hatte, und beim Himmel! ich weiß noch jetzt nicht, ob er damit zufrieden ist oder nicht. Und dennoch bin ich hier, nur allein dazu hier, um in das Mädchen verliebt zu werden. Er ist verschlossen über diesen Punkt wie über Alles; aber seine Tochter ist desto aufrichtiger.

Ihr Blick redete zu deutlich. Sie drängte sich an mich, wie ein Mädchen es nur immer darf, mit einer Innigkeit, mit einer so zuvor-

kommenden Freundlichkeit, die wahrhaftig nicht das Werk des Augenblicks war, da sie mich sah; und sie schmeichelt so unwiderstehlich, o, kurz ich fühle, daß ich sie unaussprechlich lieben werde, daß ich sie jetzt schon unaussprechlich liebe. O, wenn es nichts weiter war, als Sorge für seine Tochter, als die Furcht, daß ich ihr einst sein Vermögen nehmen würde; wenn es das war: o Himmel! warum zog er dieses unschuldige Herz in einen Bund, der immer etwas Widriges hat? Ach, warum überließ er es nicht der Natur, ihrer Schönheit. O, sicherer wären diese Waffen gewesen als diese Arglist, die mich peinigt. Warum erniedrigte er diese Seele, die so schön, so siegend wäre in ihrer Schönheit. Warum drückte er den Schmuz des Eigennutzes auf diese reine, unbefleckte Seele? O, ich hätte sie geliebt; ich hätte ihr tausendmal gehuldigt; ich hätte ihr mein Vermögen für ein Lächeln gegeben, mein Leben für ein freundliches Wort!

Ach, noch jetzt, da sie mir ihre Liebe, ihr unschätzbares Herz für einen nichtswürdigen Klumpen Gold anbietet, strecke ich tausendmal

die Arme nach ihr aus, sie an dieses verlangende Herz zu drücken, und schaudernd fahre ich zurück, und rufe: dein Herz ist ihr nichts. Sie will ja nur dein Gold. Schaudernd fahre ich zurück; mein Herz hört auf zu schlagen. Ich verzweifle.

Aber ist das so? ist das? Ist es nicht etwas noch Schlimmeres? Schlimmeres? Ich mag nicht daran denken, oder vielmehr, ich denke gar nichts dabei. Ich irre mit meinen Gedanken umher, wie ein Unglücklicher, der, in einer finstern Wildniß verloren, bald da, bald dorthin die trostlosen Blicke richtet, und überall Abgründe sieht.

O Freund, alles Uebrige war nichts. Ich hatte noch nichts verloren. Mein Oheim hatte Recht; warum suchte ich dort Liebe, in der Welt, die nichts will als Glanz, als Triumphe? Warum hoffte ich ein Herz von einem Mädchen, das nur Augen, nur Geschmack, nur Eitelkeit, nur Dezenz hat? Aber jetzt, da die, die in dem Schooße der heiligsten Unschuld erzogen wurde, da die mich betrog: jetzt erst bin ich verloren. Sieh, erst jetzt werf' ich mei-

nen Blick kalt an das Sterngewölbe des Himmels: es ist mir nichts mehr, als die unermeßliche Decke eines unermeßlichen Grabes. O Siegmund, über den Sternen! das sagte ich doch sonst noch immer, immer, wenn die trostlose Wirklichkeit erdrückend über meine verzagende Seele fiel. O, dieses unendliche Gewölbe ist mir nichts mehr als die Gränze des Lebens. Ueber ihm ist der Tod wie unter ihm, seit Klarens überirdische Engelsgestalt ihr Herz um verächtliches Gold verkaufte.

Um Gold? wenn's das nur ist? Denn sieh, wie soll ich dir meines Oheims Wesen beschreiben? Er läßt mich kommen, unter einem Vorwande, den er so ganz vergessen hat. Er stößt mich in den Zauberkreis ihrer unwiderstehlichen Reitze. Vater und Tochter verstehen sich, sie winken sich einander zu. Die Tochter wirft auf sein Geheiß ihr Netz um mich, sich breitet lockend die Arme mir entgegen, und mein Oheim lächelt. Triumphirend schaut er, und dann auf einmal ist sein Blick kalt, finster, wie der Blick eines feindlichen Geistes. Er belauert meine Blicke auf seine Tochter, meine Worte,

die ich an sie richte, mit der unruhigen Aufmerksamkeit eines Nebenbuhlers. Er ist in einem Zwiespalte mit sich selbst über mich.

Und wiederum des Mädchens Wesen, die holde, naive Unschuld des Kindes, der fromme, ruhige Blick der Schuldlosigkeit, und dann wieder eine Unruhe, eine schmerzliche Unruhe in gewissen Augenblicken, die den Kampf ihres Innern bezeugt, ein verstohlnes Beobachten meines Gesichts, meiner Worte, die scheue Heftigkeit, mit der sie sich an mich drängt, als ob sie sich schon halb verrathen glaubt. Die geheimen Konferenzen zwischen Vater und Tochter, das Flüstern, das Zuwinken, das mich betrifft, der beständige Wechsel ihrer Empfindung: o, was bedeutet das? Was ist das, was man will?

Es kam ein junger Mann, unvermuthet; Klare kannte ihn nicht. Er kam; ihm wurde Klare vorgestellt, wie mir mein Bedienter erzählt hat, wie sie mir vorgestellt wurde. Ein paar Worte, die ich im Vorübergehen von einer Unterredung meines Oheims und des jungen Mannes erhaschte, sagten mir deutlich, o, so

sehr deutlich und bestimmt, daß auch er hierher gerufen war um Klarens willen. Er sah Klaren, und wer, wer kann sie sehen, ohne sie zu lieben?

Er liebte sie. Klare war kalt gegen ihn, und der Vater war jetzt bestimmt auf seiner Seite. Beleidigte ihn die Neigung, die Klare mir heuchelte, oder für mich fühlte? dachte ich zuweilen. Alle Viere spielten seltsame Rollen. Es war eine Spannung zwischen uns Allen, eine Kälte, eine Verstimmung, wie zwischen Verräthern, wie zwischen Verbrechern, die den Verrath des Verbrechens einer von dem andern fürchten.

Auf einmal, so ohne alle Vorbereitung, verschwindet der junge Mann, der sich in der That sehr edel benahm; er mußte sehen, wie wenig er Klaren war. Und von dieser Minute an sieht mein Oheim mich mit fürchterlichen Blicken an, deren Verdruß er vergeblich zu mildern versucht. Er machte sogar einige Versuche, mich in Klarens Augen verächtlich zu machen. Ich frage dich, Siegmund: Wozu das Alles?

Was ist dies? Welche geheime Netze sind mir gelegt? O, wäre sie, sie, Klare, nur nicht mit ihm im Bunde! Mit diesem Oheim? diesem Manne, der mich an sie verkuppeln will, und mich darum haßt?

Es ist eine alte Haushälterin im Hause, ein geschwätziges Weib, das sich an mich, wie an den präsumtiven Bräutigam der Mamsell, andrängt. O, lächle nicht! lächle nicht! ich könnte den Teufel fragen, was mein Oheim mit mir vorhat. Ich könnte mir aus den Karten mein Geschick wahrsagen lassen; denn sieh, da steht der Himmel vor mir, lockend, mir winkend, und ich weiß nicht, ob es nicht ein höllisches Gaukelspiel ist, mich zu verderben. Sieh, die Alte, die noch in meines Großvaters Hause die Wärterin meines Vaters und Oheims gewesen, folgt mir auf jedem Schritte. Gottlob! sagt sie leise, und furchtsam um sich blickend, Gottlob! daß Sie hier sind. Gottlob! der Onkel ist ein braver Mann, gut wie die liebe Sonne, das weiß mein Gott! So wird Alles gut, Alles wieder recht, was böse war. Klärchen ist ein Engel dazu. Ich wußte es

lange, lange, daß Sie kommen würden, liebes Kind.

So sprach die Schwätzerin. Ich sollte fragen. Ich achtete in der That mich selbst zu sehr, um eine Frage zu thun.

Nun kam mein Nebenbuhler, der junge Mann. Die Alte ging erst drei Tage lang mit bedenklichen Gesichtern, bedeutendem Kopfschütteln und hörbaren Seufzern um mich her. Ich fragte nicht. Was doch unser guter Herr vorhaben mag, sagte sie dann mit dem Finger auf den Lippen. Ich hoffe aber, Sie sind doch Ihrer Sache schon gewiß? denn das wäre doch Unrecht! Unrecht, groß Unrecht! Alles kommt doch von dem seligen Großvater.

Frau, ich bitte Sie, sagte ich endlich, was soll ich damit? warum sagt Sie mir das?

Es liegt mir auf dem Herzen, sagte sie endlich sehr ängstlich. Ich kann davor nicht zu Gute werden. Erst sollten es Sie seyn, nun wieder der, und am Ende wohl keiner.

Ich glaube das fast selbst, wenn Sie von Klaren redet. Die wird schon ohne ihren Vater ein Mann finden.

Sie seufzte. Ach, wenn ich nur Ihre Gesinnung wüßte, ich wollte Ihnen etwas sagen, das dem Onkel das Messer an die Kehle setzen würde. Gottlob! sagte ich lachend, unter Mörder ist der Onkel nicht gefallen. Was möchte Sie denn gern von mir wissen?

Sie sah mich ängstlich an, und immer ängstlicher. Ich lachte, und ließ sie gehen.

Da rechne du zusammen: erst ich, dann der, am Ende gar keiner. Das Weib hat eine Schlange in meinen Busen geworfen. Ich bin wie Saul, ich will den Schatten Samuels hervorrufen lassen.

* *

Horch auf, Siegmund! Das Gespenst hat sein Wehe über mein Leben ausgerufen. Horch auf! —

Ich ging, wie mein Oheim mit Klaren spatzieren gefahren war, vor dem Stübchen der Alten vorüber, das immer offen steht. Ei, ei, Sie wohnt hier recht hübsch, sagte ich eintretend. Wir waren bald in tiefem Gespräche. Ich sagte gar nichts, denn vielleicht dient sie beiden Partheien aus Gutherzigkeit oder Ge-

schwätzigkeit. Ich machte sie nur eifrig durch Unglauben an Allem, was sie sagte. Sie ging hinaus, sah nach, ob wir allein waren. Dann sagte sie mit einem Gesichte, auf dem die höchste Angst lag: Der selige Großpapa war mein Herr. Ich bin ihm im Grabe noch Treue schuldig. Aber, mein Kind, verschweigen Sie, was ich Ihnen vertrauen muß. Klare — Gott weiß, daß meine Absicht gerecht ist — Klare ist — glaub' ich —

Ich war auf der Folter, denn sie schwieg wieder. Klare ist — glaub' ich — nicht Ihres Onkels Tochter.

Da war es heraus. Ich erblaßte. Woher weiß Sie das? fragte ich, mich erholend. Ich habe Ursach es zu vermuthen, sagte sie mit der Hand auf der Brust, und ich will auf diesen Glauben sterben.

Ursach, es zu vermuthen? fragte ich mit einer Stimme, die zitterte. Meines Oheims sichtbare Eifersucht, seine Liebe gegen Klaren stand vor meinen Augen, wie ein furchtbares Dunkel, das auf einmal von tausend tödtlichen Blitzen erhellt wird. Konnte nicht die Alte sehr

viel mehr wissen, als ich? Woraus vermuthet Sie das? fragte ich.

Gott! sagte sie, die Hände gen Himmel faltend: das kann ich nicht sagen, das allein nicht.

Aber doch nur Vermuthung? fragte ich, mich so gut fassend, wie mir es möglich war.

Freilich nur Vermuthung. Sie ist unmöglich seine Tochter; denn sie hat keinen Zug von ihm.

Hier wurden wir gestört. Ich ging, ich ging fast gefühllos auf mein Zimmer. O, meine ahnende Seele, dieses reitzende Geschöpf ist ihm nur eine Fremde, dieses schöne Mädchen, dem nie das Herz eines Mannes widerstehen wird, sitzt auf seinen Knieen. Er schlägt seine Arme um den schönen Nacken; er drückt die volle jugendliche Brust an sein Herz. Er — Himmel und Erde! Begreifst du nun? begreifst du?

Aber, Himmel, Himmel! weiß sie es? weiß sie, daß sie nicht seine Tochter ist? Wenn sie es wüßte, o Himmel! wenn sie es wüßte! Wie kann sie denn sich in seine Arme werfen? Wie kann sie ihm die Liebkosungen geben, die er mit

dem brennenden Auge der Gattenliebe empfängt, nicht mit der ehrwürdigen, ruhigen Zärtlichkeit des Vaters. Und doch, doch — sieh, da greift der Zweifel jetzt mit einer Flammenhand, jetzt mit einer Hand von Eis durch meine Seele. Weiß sie es? Und doch ihr geheimer Bund mit ihm? Diese geheimen Gespräche, dieses Einverständniß. — Sie wirft sich in seine Arme, wenn sie kommt, wenn sie geht.

Hab' Erbarmen mit mir, Siegmund. Da stoß' ich einen Dolch nach dem andern in meine Seele.

Sie kommen. Sie sitzen im Wagen Hand in Hand. Er hob sie aus dem Wagen, und so, bei Gott! so läßt sich keine Tochter von dem Vater aus dem Wagen heben.

* *

Ich bin bei meiner Alten gewesen. Ich drang in sie, mir die Gründe zu sagen, aus denen sie vermuthete. Sie sagte unruhig: lieber Gott! so wie man so Alles vermuthet. Sie hat keinen Zug von ihm, und verheirathet ist er auch nie gewesen. Auch hat er

nie bestimmt gesagt, daß Klärchen seine Tochter wäre.

Aber er liebt sie doch so zärtlich; wenn sie seine Tochter nicht wäre, so könnte man sagen, er liebt sie wie seine Braut. Ich sagte das scherzend, um der Alten die Zunge zu lösen. Er liebt sie, wie sie von allen Menschen geliebt wird, antwortete sie. Aber freilich, man sollte aus der Liebe schließen, sie wäre doch seine Tochter.

Nun hob die alte Sybille an, mit eben der Geschwätzigkeit mir alle mögliche Gründe auseinanderzusetzen, warum sie doch, troß ihren Vermuthungen, seine Tochter seyn könnte, und überredete sich zuletzt so fest selbst davon, oder stellte sich so, daß ich kein Wort weiter aus ihr bringen konnte.

Da höre ich die himmlische Musik ihrer Stimme. Sie singt ihm ein Liebeslied, und ich stehe hier verzweifelnd vor der finstern, schrecklichen Zukunft. Weiß sie es, daß sie seine Tochter nicht ist? Und weiß sie es nicht, wehe dann diesem alten lüsternen Betrüger, der hinter dem Ehrwürdigsten, was die Natur hat,

hinter der Vaterliebe, seine schrecklichen Begierden verbirgt, den künftigen Gatten des Mädchens um ihre heiligsten Liebkosungen betrügt. Und weiß sie es, dann wehe mir und Allen.

Der junge Losse an Siegmund.

Großenborn.

Was du auch darüber sagst, es ist so wie ich, ich sage. Denn wie viel ist nicht da, das mich bereden möchte, sie wenigstens sei unschuldig: meine Eitelkeit; denn wie gern möchte ich sagen, es ist eine schnell erwachte Liebe, die sie zu mir führte, eine gewaltige Ahnung ihres der Zeit zuvorkommenden Herzens. Sei es auch weniger, sei es Instinkt, der den ersten Mann, der in ihre Nähe kam, umfaßt, o, die Liebe konnte auch aus diesem schlechten Grunde rein emporsprossen. Sie ist in der Einsamkeit erzogen, in der tiefsten Einsamkeit. Gut, der erste Mann der beste konnte einen so gewaltigen Eindruck auf ihr Herz machen. O, wie gern glaubte ich das, wie gern! Aber sieh, meine alte Sybille sagt anders, ganz anders. Sie hat mich erwartet mit einer unweiblichen Ungeduld.

Hm, mein Oheim, wirst du sagen, hat schon vor meiner Ankunft von mir geredet, mich gelobt, ihre Phantasie mit meinem Bilde angefüllt. Aber so sagt meine gute Sybille nicht. Er hat von mir beständig mit einer Art von Verachtung gesprochen, in einem spöttelnden Tone. Und das erregt doch keine Liebe! oder auch das?

O, meine Sybille weiß noch viel mehr. Mein Oheim hat den Anblick der schönen Klare der ganzen Welt entzogen. Er hat sie verschlossen, wie der Morgenländer seine Jungfrauen jedem Auge. Er hat nie anders als mit einem finstern, eifersüchtigen Schweigen meine Alte von einer Verbindung Klarens reden hören. Mit einem finstern Gesicht hat er versichert, daß Klare wenigstens nie sein Haus verlassen dürfe. Wozu das Alles, frage ich dich?

Es hat sich sogar eine sehr annehmliche Parthie gefunden, (ich fürchte, meine Sybille holt einen Theil ihrer Orakel aus meines Oheims Briefpulte), ein sehr edler, reicher, schöner, junger Mann. Mein Oheim hat aber

sogleich nein gesagt, und der Vater des jungen Menschen hat ihm sogar der Eifersucht beschuldigt, behauptet mein Orakel. Mir aber, von dem er in einem spöttelnden, verächtlichen Tone redet, mir aber bestimmt er das schöne Mädchen, mir, von dem er eine so geringe Meinung hat, und wird seine Klare eine bessere Meinung von mir haben? das frage ich.

Ich soll ihr meine Hand geben, in Großenborn bleiben. Natürlich; weil ich sein Erbe bin. O, Augensalbe für die Augen, die hier nicht sehen wollen! Und nun sieh sie zusammen, o sieh sie zusammen, wie er sie betrachtet, wie er den Arm um sie schlingt, sie nie meine Tochter, sondern immer meine liebste Klare nennt; wie unruhig er ist, wenn sie fehlt, und wie glücklich wieder, wenn er ihre Stimme nur hört. Und auch sie; ich brenne in diesem Flammenmeere! auch sie, wie sie an seinen Blicken hängt, wie zärtlich der Accent ist, mit dem sie zu ihm redet, wie sie immer mit ihm etwas Geheimes zu reden hat; wie sie zischeln, wie sie eins sind! O, Himmel und Erde! ich vergehe!

Und denkst du etwa bei meinem Oheim an einen Greis? Mit nichten. Er ist ein frischer, gesunder Mann von noch nicht Funfzig, ein schöner Mann sogar, in der vollen, starken Blüthe des männlichen Alters. Ich kann es mir sogar nicht läugnen, ein angenehmer Mann, der die Kunst versteht, jeden Menschen, sobald er will, zu interessiren.

Ist sie eine Fremde, sagst du, und er liebt sie, und sie wäre ihm geneigt: was hinderte ihn, sie selbst zu heirathen?

Was ihn hinderte? Ich brauchte das nicht einmal zu beantworten. Aber ich will es. Sieh, dieser Philosoph, der so oft mit triumphirender Gebehrde so übermüthig von seiner Ruhe, von seiner Herrschaft über die Leidenschaften gegen seine Bekannten gesprochen hat: dieser eitle Mann sollte jetzt einem jungen siebenzehnjährigen Mädchen seine Hand geben? Wie würden nicht seine Bekannten lächeln, seine Bewunderer an ihm irre werden! Dieser bejahrte Weise kann ein Kind heirathen? er, der tausendmal erklärt hat, daß die Alten, die junge Mädchen heirathen, nur die Sklaven ei-

ner niedrigen Sinnlichkeit wären; daß sie sogar ein Verbrechen an dem jungen Geschöpfe beginngen, da sie es um den feinsten Reitz des Lebens, um die romantische Liebe, deren nur die Jugend fähig ist, betrögen? Das hat er tausendmal mit triumphirendem Uebermuthe erklärt. Kann der Klaren seine Hand geben? Da hast du das Räthsel gelös't. Man läßt mich kommen, mich! Ich zittere!

O sieh, noch immer scheue ich mich auch, Klaren anzutasten. Sie findet in meiner Brust tausend Stimmen, die sie vertheidigen. Diese reine Engelunschuld! Es ist unmöglich! Sehe ich sie, es ist unmöglich! Höre ich ihre Stimme, es ist unmöglich! Sehe ich die Ehrerbietung, womit sie meinen Oheim behandelt, es ist unmöglich!

Und dennoch! dennoch! Es ist ein Kampf in ihrem Herzen, den verstohlene Thränen bezeugen; eine Unruhe, ein ungewisses Hin- und Herreißen ihrer Empfindungen bezeugt ihre — Schuld. Nein, nein! ihre Schuld nicht, denn dieses holde Taubenauge verbirgt keine Schuld. Aber ihre Unruhe, ihre Thränen zei-

gen, daß sie ahnet, wie schuldig sie werden könnte. Sie steht zweifelnd zwischen mir und meinem Oheim da. Ihr Betragen ist ungleich gegen mich. Sie betrachtet mich mit langen, unruhigen Blicken, dann meinen Oheim mit noch unruhigern, als ahnete sie das Verbrechen, zu dem er sie verleiten will.

Und ich liebe sie, o ich liebe sie wie meine Seligkeit, wie meine Ehre! Sänke sie an dieses Herz, mich liebend: o dann, dann sollte eine ewige Liebe die Verbrecherin sogar empfangen; denn es blieben ihr Tugenden genug übrig, tausend Leben zu beglücken. Ist sie seine Tochter? weiß sie es, daß sie es ist? Kennt sie die Plane meines Oheims? Ist sie seine Mitschuldige? Welch einen Gott kann ich fragen? Wer wird mir Antwort geben! wer?

Der junge Losse an Siegmund.

Großenbern.

Ich will dir ganz kalt den weitern Verlauf erzählen, Siegmund, und so hoffe ich dir die Mühe zu ersparen, in deiner Antwort mir den ganzen Othello abzuschreiben. Verblendet? ver-

blendet? ich? Ich höre die Zeugen ab, mit der gähnenden Kälte, womit der Richter einen Verbrecher abhört, für dessen Prozeß er nicht bezahlt wird.

Ich machte meine alte Zauberin treuherzig, um ihr das Geheimniß von Klarens Herkunft abzulocken. Sie lächelt. Ei nun, seine rechtmäßige Tochter ist sie doch gewiß nicht, wenn er auch ihr Vater ist. Was? Sie sagte ja —

Was ich gesagt habe, weiß ich wohl. Aber Vater muß er doch wohl seyn, weil sie seine Erbin seyn soll, und wenn Sie Klaren heirathen, so steht Alles wo es stehen muß, so entgeht Ihnen nichts und Klärchen nichts, und der Vater kann mit Ruhe ins Grab gehen.

Hm, also ein Bastard, sagte ich ruhig, wäre Klare. Ja, das ändert die Sache. Denn war sie von fremden Eltern, so war sie doch auch von ehrlichen Eheleuten, und wären ihre Eltern Tagelöhner gewesen, so war sie doch ehrlich.

Die Alte sah mich an, bedenklich, errathend, lauernd. Sie seufzte und schwieg. Sie sah mich wieder an, ungewiß, ob sie mir ihr

Geheimniß wohl anvertrauen könnte; aber sie schwieg. Ja, das ist denn etwas ganz anders, hob ich noch einmal an.

Ich halte, wie Sie, auf Ehre und Reputation; aber wenn Ihr Onkel Ihnen Klärchen giebt, so können Sie sie dreist nehmen, denn der Mann muß doch vorher erfahren, woher die Frau ist.

Wenn nun aber mein Oheim Gründe hätte, es dem Manne zu verschweigen? wie dann?

O, Herr Losse, da kennen Sie den Onkel nicht. Es ist ein rechtschaffner Mann, sagte sie fast beleidigt.

Aber, Sie sieht doch wohl, Mutterchen, daß es am Altare zu spät ist, wenn ich da auch Alles erführe.

Sie besann sich wieder. Ich weiß nicht was ich sagen soll; denn ich könnte mich doch irren. Der Onkel ist gar zu verschwiegen.

Dabei blieb sie, und nun fing es mir an wieder so wahrscheinlich zu werden, daß er ihr Vater war.

Ist sie seine Tochter? sagte ich, die Hände gen Himmel hebend. Ich muß es wissen. Ich muß es wissen!

Ich ging den Nachmittag mit Klaren allein auf eine Höhe, von wo man die erhabenste aller Aussichten hat, in die unermeßliche Ferne hin. Ich habe sie tausendmal gesehen, sagte sie unterwegs, diese Aussicht, aber immer sehe ich sie mit neuer Freude. Wir kamen an ein Gebüsch, das den Berg bekleidet. Nein, nein, sagte sie, mich aufhaltend. Sie müssen auf einmal die ganze Aussicht sehen. Warten Sie einen Augenblick. Sie nahm ihren Schahl von der Schulter, und verband mir damit die Augen. O Klare, hätte ich bald verzweifelnd gerufen, Sie wollen mich blind machen! Aber die reitzende Einfalt, die Unschuld, mit der sie vorher noch mir ins Auge sah, ehe sie mir es zuband, erregte in meiner Brust das gränzenloseste Zutrauen. Ich drückte die bindende Hand an meine Lippen. Ja, rief ich fest, diese Hand soll mich führen. Nein, nein, sie kann mich nicht an Abgründe führen, und wenn das Geschick die Finsterniß von meinen Augen nimmt,

so werde ich vor einer gränzenlosen Seligkeit stehen.

O nein, nein, sagte sie; der Weg ist ja so eben. Sie kennen ihn nur nicht. Aber wenn Sie sich fürchten. —

Nein, nein, führen Sie mich, Klare. Ich fürchte nichts. Sie führte mich so behutsam, so vorsichtig den Berg in die Höhe. Nun! sagte sie, reißen Sie ab, wir sind da. Ich riß den Schahl ab von den Augen, und ich stand in der That vor einer unaussprechlich schönen Landschaft, und sie stand, und blickte mit einem unbeschreiblich zärtlichen Blicke in mein Auge.

Wir setzten uns, und sie versank im Anschauen. Sie schwieg, sie sah hinaus in die Gegend. Ihre Blicke wurden immer begeisterter. Sie vergaß, daß ich neben ihr saß. Ich wollte, ich mußte mit ihr reden. Warum, fragte ich, ist eine weite Aussicht so schön? Sie sah mich an. So rührend, sagte sie: so begeisternd, so sehnsuchterregend, so beruhigend zugleich! Schön ist zu wenig.

Nun aber, warum ist eine ferne Aussicht so rührend, so begeisternd?

Weil es eine Ferne ist, denke ich, die unbekannte Ferne, nach der das Herz sich sehnt, die Gegenwart vergessend. Ist nicht auch darum das Gewölbe des Sternenhimmels, so einfach auch der Anblick ist, eben so rührend? Still und fern, still und fern; das ist's, wonach ich mich sehne, und das Bild meiner stillen und fernen Heimath bewegt mich, und beruhigt mich, wie der Traum von einer andern Welt. Das blaue, lichte Gebirge darf nicht fehlen, und über dem sonnigen Lande der dunkle Wolkenkranz nicht, oder über der dunkeln Abenderde die helle, sonnige Abendröthe: still, fern, hell und dunkel. Kein Thier freut sich einer fernen Gegend.

Und darum möchten wir so gern in das Dunkel, in die Ferne dringen. Jeder Zweifel drückt das Herz unerträglich.

Ja wohl, sagte sie mit trübern Augen: man möchte die Zukunft und die Herzen seiner Freunde gern durchdringen.

O Klare, wenn Sie das glauben, so werden Sie mir verzeihen, daß ich das Dunkel durchdringen möchte, das über ihrem Namen hängt? Sind Sie die Tochter des Mannes, den Sie Vater nennen? Sie erschrak, sie erblaßte. Sie schlug die Blicke in ihren Schooß. Sie zog ihre Hand langsam aus meiner. Dann, nach einem langen Besinnen, bemerke das wohl, nach einem langen Besinnen sagte sie langsam, als ob sie jedes Wort von der Goldwaage nähme, mit einer bezaubernden Freundlichkeit: dürfte ich Sie wohl bitten, mir die Frage in diesen Tagen nicht wieder vorzulegen, bis ich Sie selbst wieder daran erinnere?

Denken Sie aber dabei an nichts Arges, setzte sie gleich hinzu, denn mein Gesicht mochte der Spiegel meiner Empfindung werden. Denn ist sie seine Tochter nicht, so, das siehst du doch wohl, so weiß sie es. Denn hätte sie deutlicher mit ihrer Antwort sagen können: ich will erst meinen Vater fragen, wie viel Sie davon wissen dürfen?

Um dir allen Zweifel zu nehmen, so höre. Sie sagte wieder nach einer Pause: ich weiß

nicht, ob mein Vater es gern sehen würde, wenn ich mich über diesen Gegenstand einließe.

Doch höre weiter. Wir gingen stumm nach Hause. Sie weiß es, davon war ich nun überzeugt, ob sie seine Tochter ist. Die Frage ist nun: ob sie es ist, oder nicht. Ich war entschlossen, dem Alten kurz und gut das Messer an die Kehle zu setzen. Aber ich erführe doch nur so viel ich sollte. Hm, rief ich, ein Zug auf seinem Gesicht, ein Blick, ein Ton seiner Stimme wird mir doch sein Herz verrathen. Ich nahm Lessings Nathan den Weisen mit zu meinem Oheim hinüber. Ich hatte ihn eben erhalten, gelesen. Mein Oheim hatte schon nach ihm verlangt. Ich will, sagte ich, das Geheimniß aus seinem Herzen hervorzaubern. Du kennst den Nathan. Recha und ihr vorgegebener Vater! Da hast du meine Zauberei. Ich ging so kalt als möglich. Ich fand sie Beide.

Hier ist der Nathan, sagte ich. Ich habe mir das Vergnügen, ihn sogleich zu lesen, für das größere, ihn von Klaren und in Ihrer Gesellschaft vorlesen zu hören, versagt. Wir

setzten uns alle Drei, ich mich ihm zur Seite, um ihn im Auge zu haben. Klare fing an. Die Stelle gleich in der ersten Scene:

> Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
> Dies Kind mein Kind zu nennen,

machte sogleich einen sehr heftigen Eindruck, den ich gar nicht erwartet hatte, auf meinen Oheim. Er sah Klaren mit einem Blick voll Schmerz an, sie hob das Gesicht von dem Buche empor, als müßte sie bei dieser Stelle den Blick erwarten. Sie sah ihn an, als wollte sie sagen: nein, ich bin dein Kind auf ewig.

O Siegmund, Siegmund, sie ist seine Tochter nicht, und sie weiß es, daß sie seine Tochter nicht ist. Was ist sie ihm dann? Denn sieh, alle die Stellen, wo davon die Rede ist, daß Recha nicht Nathans Tochter ist, machten die heftigsten, die sichtbarsten Eindrücke auf Beide. O sieh, sie sah von dem Buche auf. Blicke voll der allerzärtlichsten Liebe flogen auf den Vater. Sie hatten mich Beide so vergessen, als wäre ich nicht da. O, tausend Eide, tausend will ich darauf schwören, daß sie nicht seine Tochter ist, und daß sie es weiß. Denn

sie betonte jede Stelle, die eine Anspielung darauf war. Da saß ich, und in meiner Seele schlug eine verzehrende Flamme nach der andern auf, die zu einem Meere voll Qualen wurden, und doch zerschmolz mein Inneres zugleich in einer namenlosen Wehmuth. Die Stelle:

Der weise, gute Nathan hätte sich
Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? — Die Ergießung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andere Wege nehmen würde?

Diese Stelle floß über mein Herz tröstend hin, über mein trostloses Herz, wie ein warmer Thränenstrom tröstend über ein verzagendes Herz sich ergießt. Ich haßte ihn nicht, ich haßte sie nicht. Ich war nur schmerzlich betrübt, meine Augen flossen über, ich konnte sie Beide vor Thränen nicht sehen. Aber mich sahen sie gar nicht.

Nun kam die unvergleichlich schöne Stelle, wo Nathan dem Klosterbruder erzählt, wie er zu dem Kinde, wie er zu Recha gekommen war. Klare las mit Leidenschaft, mit fast brechender Stimme; eine Thräne tropfte nach der andern aus den schönen Augen. Sie hielt mehreremal in-

ne. Er, mein Oheim, schlug den Blick, der naß war, an die Decke. Er war sehr bewegt, sehr.

Das las Klare: Ich nahm das Kind, trug's auf mein Lager, küßt' es! Schluchzend las sie die Worte, aber dann flossen Thränenströme über die Wangen. Sie sprang auf, mein Oheim sprang auf. Sie warf sich an sein Herz, sie schlang die Arme um seinen Nacken, und rief schmerzlich: o mein Vater! O meine Klare! rief er mit eben der Leidenschaft als sie, und ihre Lippen waren auf einander gedrückt. So, in dieser Umarmung, führte er sie in sein Kabinet. Seine Stimme war gebrochen. Nach zehn Minuten sah er hervor aus dem Kabinet, und sagte: heute gute Nacht, lieber Neffe, morgen mehr! und die Thüre verschloß sich wieder.

Mir war, als wäre mir ein Gespenst erschienen. Ich sah mit starren Augen noch eine Zeitlang auf die Thüre, dann ging ich ermattet auf mein Zimmer. Ich wiederholte mir Alles noch einmal.

Da hast du den Verlauf, da hast du ihn. Ist sie noch seine Tochter? Weiß sie es nicht, daß sie seine Tochter nicht ist?

Hm, ich will ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er liebt sie, er hat an ihr Herz größere Ansprüche, als irgend ein Mensch. Eine siebenfache Liebe hat ihn an dies fremde Mädchen gebunden, wie er den folgenden Abend mit einer zärtlichen Stimme, und einem liebeflammenden Blicke ihr aus dem Nathan vorlas. Gut denn! Gut! warum lockt er mich hierher? warum bestimmt er mir ihre Hand? mir? den er nicht achtet? warum ist sie das Werkzeug seiner Arglist?

* *

Hm, ich will mein Spiel ausspielen. Aber ertappe ich ihn und sie auf dem kleinsten Betruge, so sind sie verloren.

* *

Er ist nach dieser Scene kalt gegen mich, mehr als kalt. Er kann den Widerwillen nicht mehr verbergen, den er gegen mich fühlt. Klare ist zärtlicher gegen ihn als gewöhnlich. Es ist, als hätte dieser Abend ein neues, noch festeres Band um Beider Herzen geworfen. Aber man hat den Plan, sei es auch welcher

es wolle, gegen mich nicht aufgegeben. Klare ist gegen mich abwechselnd kalt, unruhig, gespannt, zutraulich, zärtlich. Ich sehe recht gut, daß mich Beide genau beobachten. Mein Oheim will wissen, was er sich zu mir zu versehen hat. O, mein guter Oheim, nur das allein nicht, was du glaubst. Ich spiele meine Rolle eines unbefangenen Menschen, so gut es sich thun läßt, fort. Daß ich manchmal aus meiner Rolle falle, sehe ich an Klarens Blicken. Manchmal scheint sie ihres Triumphs so gewiß, und manchmal möchte ich ihr zu Füßen fallen, und rufen: betrüge mich, nur sei mein! sei mein! Ich schaudere dann wieder zurück. Adieu!

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Sieh, Bruder, da zieht das tückische Schicksal über das letzte Viertheil meines Lebens noch schwarze Gewitterwolken zusammen. Da sitz' ich an meinem Fenster, auf meiner schönen Höhe, unter meinen Blumen, unter meinen flatternden Tauben, und ich fühle, es

ist Alles nichts, Alles nichts. Sonst machte ich mir Bahn, ich stemmte dem Unglück eine kräftige Hand entgegen, oder einen festen Entschluß, oder eine lange Reise. Aber hier sitz' ich wie angeschmiedet von dem Schicksal an die Marterbank. Ich sehe gar keinen Ausweg, ich bin wie ein umstelltes Thier. Ich kann nicht einmal meine Zuflucht zu der Weibertugend, der Geduld, nehmen; denn das Unglück ist noch nicht da, aber es ist unvermeidlich.

Klare liebt meinen Neffen, und mein Neffe ist, wenn mich nicht Alles trügt, das Gegentheil von Klaren. Ich ließ Alles gehen, wie es gehen konnte; denn was hilft reden und rathen gegen ein junges Herz voll heißer Liebe. O, mein Vater, sagt sie, er ist gewiß ein edler Mann. Kann seyn, Kind; allein ich weiß es nicht, du noch weniger.

Ich weiß es, Vater, ich weiß es. Denn so kann die Natur nicht lügen, so nicht!

Was denn, Klare? was denn? Ein paar blitzende Augen, eine lange Nase, ein feiner Mund, eine sechs Fuß hohe schlanke Gestalt, meinst du, damit hat Gott die Tugend be-

urkundet? Eine schöne Tugend, ein schöner Gott! Der Gott der Liebe und ein verliebtes Ding von Mädchen mögen so schließen, aber ein Mann von Funfzig verlangt etwas mehr als das.

Mehr? Hören Sie doch, wie er — sehen Sie doch, wie er — fühlen Sie doch, denken Sie doch nach, überlegen Sie doch, wie er — und nun zählte sie ein Schock der edelsten Tugenden an ihm auf, mit einer so geläufigen Zunge, als wäre sie Professor der Tugendlehre. Was kann ich dagegen? Ihr Mißtrauen gegen mich rege machen höchstens. Und ich gebrauche ihr Vertrauen.

Und er stößt mein Herz von sich! so schließen sich alle ihre Reden, wie Kato Alles mit den Worten: zerstört Karthago! endigte. Das ist nun der Fall nicht. Der junge Mensch liebt das Mädchen. Ich sehe das an seiner Unruhe, die ihn, wie Wogen, von einem Sturmwinde empört, hin und her wirft. Aber sieh, der junge Mensch, der so gern den genialischen Kopf spielen möchte, ist so bürgerlich rechtlich, daß er erst den Taufschein des Mädchens sehen muß,

um mit ihr abzuschließen. Er hält sie für meine natürliche Tochter, und er zittert, seine Hand einem Bastard zu geben. Zum Henker! ich habe nichts dagegen; ich könnte sogar sagen, er hat nicht Unrecht. Aber ich hasse es nur, wenn ein Mensch, wie er, mit der höchsten Freiheit des Geistes prahlt, aus lieber, bloßer Eitelkeit prahlt, und dennoch den Fuß aus dem von der gemeinen Menge gebahnten Wege nicht zu setzen den Muth hat. Wozu die Heuchelei? wozu? Sei ein jeder ganz was er seyn kann und mag.

Das Mädchen ist indeß schön, reich; denn er kann wissen, daß sie meine Erbin ist. Wenn er nur wüßte, ob sie ein ehrliches Kind ehrlicher Eltern wäre. Denn ein Bankert, und wäre sie ein Engel, behüte Gott! Da wendet er sich an meine alte Haushälterin, ob die vielleicht mein Geheimniß kennt. Bezeichnet ihn nicht dieser einzige Zug hinlänglich? Die Alte, die Klaren liebt, wie Alle sie lieben, und die doch meinen Neffen für den rechtmäßigen Erben meines Vermögens hält, und also die Verbindung der beiden jungen Leute wünscht, die Alles an

den rechten Ort setzt, weiß nicht was sie sagen soll, ob eine Fremde, ob meine Tochter. Und er, er erklärt der Alten geradezu — da hast du ihn ganz —: er werde Klaren heirathen, wenn sie ein rechtmäßiges Kind einer christlichen Ehe sei.

Sieh, sogar die Alte in ihrem ehrlichen, gewöhnlichen Sinne, fand das ein wenig gemein. Es ist doch eine Klare, sagte sie, von der die Rede ist. Die Alte erzählte mir das, um mich zu bewegen, mit meinem Geheimnisse herauszurücken. Seyn Sie großmüthiger als Ihr Herr Neffe! Wie schamroth hätte er vor eben dieser Frau stehen müssen, die das fühlte und so sagte!

Ich lächelte, und versprach der Alten, es sollte Alles gut gehen. Mir war nicht so im Innern zu Muth. Was ist das für ein Jüngling, der im fünfundzwanzigsten Jahre nicht geradehin den für einen verächtlichen Narren erklärt, der von einem Mädchen mehr verlangt als Schönheit und Tugend? dem das Herz,

dem der Name Mensch nicht genügt? Ich mag nicht daran denken.

Endlich, o endlich hat dieser kluge, vorsichtige Jüngling die unzarte Grausamkeit, meine Klare selbst zu fragen, er sie selbst, und unter Umständen, in einem Gespräche mit ihr, das ihren höchsten Seelenadel verbürgte. Dieser kleinliche Unmensch! So lange, so lange war das theure Mädchen in der sichern Ruhe, daß ich ihr Vater sei, dahingegangen. Meine alte Haushälterin hatte es nicht gewagt, dem schönen Herzen des Mädchens seine Ruhe zu nehmen, und Er? er! er! O, er verdient nicht, daß je der Blick der Liebe eines Mädchens sich auf ihn wende.

Meine Klare kam athemlos in mein Zimmer; auf ihrem Gesichte lagen Züge einer Unruhe, die ich nie gesehen hatte. Was ist dir Klare, was ist dir, frage ich, und lasse Alles stehen und eile auf sie zu. Sie sank an meine Brust, in meine Arme; sie umklammerte mich, als fürchtete sie, mich zu verlieren. Ihr Auge füllte sich mit Thränen; sie war unbeschreiblich

bewegt. Sie konnte nicht reden. Ich hörte nur unter ihren Seufzern das Wort Vater deutlich heraus. Meine liebe Klare! sagte ich, meine geliebte Klare!

O Tochter, mein Vater, o Tochter! nennen Sie mich Tochter.

Ich sah sie bestürzt an. Tochter? wie denn so? was hast du? was ist dir? Tochter! meine Tochter! mein einziges Kind! recht gern!

O mein Vater, ich bin Ihre Tochter, ja Sie sind mein Vater? O, was habe ich gelitten, seit man mir sagte, ich könnte Ihre Tochter auch wohl nicht seyn.

Was? was? fragte ich hastig: wer sagte dir — Sie schwieg höchst verlegen. Ha, ich weiß, die alte Plaudertasche Susanne! sie —

Nicht sie, mein Vater! nicht Susanne. Gewiß nicht. O mein Vater, mein gütiger Vater, ich bin Ihr Kind, Ihre Tochter!

Auf ewig, auf ewig! Wer aber, Klare, wer war's, der dir sagte —

Sie erröthete, sie stockte. Es kam so unschuldig, sagte sie mit dem Tone, der das rächende, zürnende Schicksal mit jeder Schuld

versöhnen müßte. Losse — Losse! sagte ich, in der That erstarrend. Auf meinem Gesicht malte sich der kalte Abscheu, den meine Seele fühlte. Losse? wiederholte ich: das ist zu viel! Sie fing an, ihn zu entschuldigen. Ich hörte lächelnd ihre Entschuldigungen an, ohne ein Wort darauf zu erwiedern. Hättest du an seiner Stelle Klaren gefragt? sagte ich zuletzt. Sie schwieg bestürzt. Ich schwieg auch.

Wir vergessen, hob ich wieder an, über ihn, was mir theurer ist, deine Unruhe selbst. Du bist meine Tochter, Klare, gäbe es einen noch heiligern Namen als Tochter und Vater, wir würden den heiligern Namen führen. Du bist mehr mein, als je ein Vater das geliebteste Kind sein nennen konnte. Ich habe dich mit einer bessern Liebe erworben, mit der Liebe zur Tugend. Ich vertraue dir das Geheimniß, Klare, aber nur dir, hörst du. Nun fing ich an, ihr die Begebenheit zu erzählen, die sie mir gab. Ich verschwieg ihr, was ich über ihren Vater wußte, und die Art des Todes ihrer Mutter. Sie war außer sich vor Schmerz, vor Dankbarkeit, vor Rührung, vor Liebe.

O mein Vater, rief sie, an meinem Halse hängend: womit kann ich mich dieser Liebe werth machen? Verdienen kann ich sie nie. Wenn du Vertrauen zu mir hast, mein Kind, antwortete ich: wenn du glaubst, daß ich den Wunsch habe, dich glücklich zu machen, und nur allein diesen Wunsch. O, fodern Sie, rief sie mit ausgebreiteten Armen, mit leuchtenden Augen: ich kann Alles, Alles, was Sie wollen. Fodern Sie, mein theuerster Vater.

Ich lächelte, ich streichelte die brennenden Wangen, ich hätte ihr in dieser Minute das Versprechen abnehmen können, an den Unwürdigen nicht weiter zu denken. Jetzt nichts, sagte ich: die Begeisterung verspricht Opfer, die nur der ruhige Sinn bringen muß. Jetzt nichts. Ich liebe kein Gelübde. Jetzt nichts! Ich werde bald mit dir reden, wenn du ruhiger bist.

Ruhiger will ich nie wieder seyn, wenn Ruhe ein minderes Opfer giebt. So muß ich seyn, mein Vater, so werde ich seyn.

Ich verlange gar kein Opfer, ich verlange nur, daß du deiner Ueberlegung folgen sollst.

Am Abend kam mein Neffe, und brachte uns ein Buch zum Vorlesen. Er wußte freilich nicht, welche Waffen er mir in die Hand gegen sich gab. Das Buch war wie für mich und Klaren und für unser Verhältniß geschrieben, auch machte es eine unglaublich große Wirkung auf uns Beide. Wir fielen einander in die Arme. Sie ging mit mir in mein Kabinet. Hier fiel sie mir fast zu Füßen, und bat mich, von ihr ein Opfer zu fodern. Ich antwortete ihr mit einer Stelle aus dem Buche, wie ein poetischer Held, der statt mit Gründen mit Versen um sich wirft: „Und ob mich siebenfache Liebe schon an meine Klare bindet, wenn sie von meinen Händen die Vorsicht, oder auch eine stärkere Liebe wieder fodert — ich gehorche! Nur muß der erste beste mir sie nicht entreißen wollen!“

Sie legte die Hand auf ihr Herz: nie! nie! sagte sie feierlich. Wir blieben zusammen, wir sprachen von meinem Neffen kein Wort. Die Stunde war zu heilig dazu. Am andern Morgen kam sie zu mir. Sie brachte mir mein Frühstück, sie setzte sich dann mit ih-

rer Arbeit an meine Seite, sie plauderte so anmuthig, so naiv, so ruhig.

So ruhig, mein Kind? fragte ich. Soll ich's nicht seyn? sagte sie mit einem liebreitzenden Lächeln, bin ich denn nicht in der Freistatt der Tugend, in den Armen der Liebe, in der segnenden Hand eines Vaters, den mir nicht der Zufall, den mir die Tugend gab? Ich bin ruhig, und diese Ruhe, Vater — o, lassen Sie uns von Ihrem Neffen reden.

Warum wollte er wissen, ob du meine Tochter wärest? weißt du das, Klare? Er liebt dich, wenigstens scheint es so, oder nicht dir.

Ich glaube es, ich glaube es. Es ist als wollte er mir den vollen Anblick seiner Liebe entziehen, und als bräche die Flamme seiner Liebe wider seinen Willen aus seinem Herzen zuweilen, ehe er es gewahr wird, hervor.

So ist es, Klare; aber warum das? warum verbirgt er dir seine Liebe, da du so großmüthig ihm dein ganzes Herz gezeigt hast?

Vielleicht eben, sagte sie bestürzt und voll schöner Schamhaftigkeit: weil ich ihm meine Liebe gezeigt habe.

O, wenn er dein Herz, deine Unschuld verkannte, so ist er deines Herzens nicht werth. Aber wie, Klare, wenn ich wüßte, warum er zögert, warum er erst wissen will, erst sich erkundigt, bedächtig dasteht, über Blick und Wort wacht, damit ihn nichts verbindlich mache: wenn ich wüßte? Sie sah mich ein wenig ängstlich an. Er glaubt, du bist meine Tochter. Ich war nie verheirathet. Auf diesen unglücklichen Kindern einer ungesetzmäßigen Liebe ruht der Fluch eines zu harten Vorurtheils. Er glaubt, daß du in dieser Lage bist, und wenn er die Gewißheit davon hat, dann will er zurücktreten.

Das ist nicht möglich, mein Vater, sagte sie verlegen. Das ist nicht möglich! Das ist wohl unmöglich!

Ich sagte ihr sehr einfach, was ich von der alten Wärterin Klarens wußte. Es war als besänne sie sich. Mir hat Susanne etwas gesagt, was dem ähnlich ist, sagte sie mit Betroffenheit. Aber nein, es ist unmöglich; und haben Sie mir nicht selbst gesagt, ich sollte mich an den Charakter der Menschen halten

und nicht an einzelne Handlungen, der Himmel wüßte, wie sie mit dem Charakter zusammen paßten.

Das hab' ich; aber vergiß nicht, Klare, von Menschen habe ich das gesagt, deren Charakter du schon kennst, und ihn kennst du wohl nicht.

Warum nicht? man kann einen Menschen auf einen Blick von Grund aus kennen. Mißtrauen ist fast gefährlicher als zu großes Vertrauen. Das haben Sie selbst gesagt. Kann nicht Susanne falsch gehört, falsch verstanden, falsch wiedererzählt haben? O, wenn er mich liebte, ich möchte mich an sein Herz legen, und fragen: was denkst du? was willst du wissen? Und Sie würden über Ihr Mißtrauen lächeln.

Ich runzelte die Stirn, nicht über sie, sondern darüber, daß sie nicht Unrecht hatte. Aber hier? hier hatte sie es dennoch. Armes Kind, sagte ich: ein wenig Behutsamkeit möchte ich dir wenigstens rathen.

O mein Vater, die verspreche ich Ihnen. Obgleich Behutsamkeit gegen ein Herz, das liebt, erniedrigt.

Du hast sein Urtheil gesprochen. Er ist mehr als behutsam gegen dich und mich. Klare zeige ihm keine Kälte; aber nur kein Vertrauen. Es ist ja immer Zeit genug, an sein Herz zu fliegen, und ihm zu sagen: ich liebe dich!

Sie hat es versprochen und hält Wort, und seit dem, seit dem betrachtet mein Neffe uns, mich und Klaren, mit feindlichen Blicken, mit einem höhnischen Triumphe möchte ich sagen, so daß es sogar der arglosen Klare auffällt. O, es ist in seinem Herzen, sagte sie, eine Bitterkeit, ein Spott gegen uns, und den haben wir nicht verdient. Nein, den haben wir nicht verdient, sage ich mit ihr.

Der junge Losse an Siegmund.

Großenborn.

Munter! das Spiel geht lustig, und ich werde es auch endlich lernen, die zügelloseste Wollust hinter die Maske der Unschuld zu legen, alle Laster, die Verführung der Unschuld, die Befriedigung auch der gröbsten Sinnlichkeit unter dem einfachen Mantel des Philosophen oder

unter das naive Lächeln einer kindlichen arglosen Ruhe zu legen. Lustig! ich bin hier in einer guten Schule.

Ha! ha! ha! ich Thor! ich Thor! ich wahnsinniger Thor, daß ich nur einen Augenblick lang glauben konnte, das sei nicht, was ich sah, was sie mir zu verbergen sich gar keine Mühe geben. Guter Oheim, so gar einfältig war dein Neffe nicht. Nun er sieht, nun sie sieht — denn was soll ich länger nach Worten suchen, des Mädchens Verbrechen zu mildern, zu beschönigen — nun sie sieht, daß ich nicht der Mann seyn werde, der sich fesseln läßt wie ein Opferthier, nun ist auf einmal Alles anders. Man zieht sich zurück. Man behandelt mich nicht unartig, sie erlaubt sich nicht einmal den kleinsten Triumph. O behüte! Wer würde sich so aussetzen? Pah! das nicht!

Aber es ist Alles anders, Alles, ohne daß ich sagen könnte, was sich geändert hätte. Ihre Freundlichkeit hält so künstlich zwischen warm und kalt die Mitte; denn man hat noch nicht alle Hoffnung verloren, mich zu kirren. Das Fäbelchen, sie sei seine Tochter, ist ja noch im-

mer das glaublichste. Er darf ja nur sagen, sie ist meine Tochter, sie darf es nur bestätigen, er darf ja nur ihr eine Mutter geben, wie er ihr einen Vater gegeben hat, einen Trauschein dazu, mit ihrer Mutter, und welcher Mensch würde so verwegen seyn, einen so tugendhaften Mann, einen so weisen Mann, einen so frommen Vater in Verdacht zu ziehen?

Das ist natürlich. — Ich sehe dich lachen; auf das Geschwätz eines alten Weibes hin, sagst du, lästre ich die geprüfte Tugend eines redlichen Mannes. Recht, auf das Geschwätz eines alten Weibes hin habe ich Entdeckungen gemacht, die — die —

O sieh, da schlage ich doch die Hände verzweifelnd über den Jammer meines Herzens zusammen; denn ich bin um die Glückseligkeit des Lebens betrogen; was mir übrig ist, ist nichts als die verächtliche Rache an dem Heuchler, der sie zerstörte. O, und doch, wüßte ich, könnte ich vermuthen, sähe ich nur einen kleinen Lichtstrahl von Hoffnung! ach, hätte ihr Herz nur Einen Schlag mehr gethan, wie sie mich sah, Einen Schlag der Sehnsucht für mich, einer fernen

Ahnung, daß sie mich lieben könnte! — denn du solltest sie sehen, nur einmal sehen!

Ach! in meinem Kopfe ist der vollste Wahnwitz, oder in ihrem Herzen wohnt die boshafteste Arglist. Ist es möglich, können so Bosheit, Wollust, Arglist die Züge der Unschuld, der Güte, der Aufrichtigkeit annehmen! Ich möchte rasend werden!

Sieh, mitten in diesem wilden Sturme des Hasses, der Verachtung, der Ueberzeugung von ihrer betrügerischen Seele könnte ich ihr zu Füßen fallen, und sagen: o du erhabenes Wesen aus einer bessern Welt!

Pah! doch ich wollte erzählen. Ich dringe wieder in meine alte Sibylle, mir Alles, was sie weiß, mitzutheilen; denn ich war entschlossen, dann meinen Oheim selbst zu fragen. Meine Alte weiß nichts mehr, als was sie schon gesagt hat, oder sie scheut meinen Oheim. Endlich sagte sie mir ängstlich: Sie haben doch neulich den alten Mann bei mir stehen sehen? Vielleicht weiß der mehr von Klärchen, als wir Alle.

Wer ist er? wer ist er? Ich weiß es nicht, sagte sie noch ängstlicher. Aber er hält sich hier

umher auf. Er schleicht oft um das Haus her. Sie zeigte ihn mir den andern Tag. Er schlich wie ein Verbrecher wirklich um das Haus her. Ich nehme meine Büchse, gehe hinaus, als wollte ich auf die Jagd, und treffe meinen Mann hinten am Graben, der den Garten umgiebt.

Ich rede ihn an. Er hatte etwas Scheues in seinem Wesen, das mir nicht gefiel. Aber er sollte von Klaren mehr wissen als ich. Das war genug. Ich thue, als finde ich Geschmack an seiner Gesellschaft; ich gehe mit ihm, und beim zehnten Schritte sind wir bei Klaren und meinem Oheim. Ich sehe, er will mich ausholen. Ich war ganz unbefangen. Er sprach räthselhaft von Klarens Herkunft.

Man glaubt, sage ich, sie sei Lossens Tochter. Losse ist mein Oheim. Sein Betragen scheint es zu bestätigen. Indeß ich traue ihm nicht. Der Mann lächelte hier sehr zweideutig, aber sein Gesicht blieb in den vorigen Falten. Es ist ein Wunder von Schönheit, fuhr ich fort, so recht vor mich hin plaudernd: wahr-

scheinlich, sie sei nun wer sie wolle, meines Oheims Erbin.

Das bezweifle ich fast, wenn sie anders seine Tochter nicht ist, sagte er neugierig, mehr über diesen Punkt zu wissen. Da Sie sein Neffe sind?

So müßte ich auch erben, meinen Sie. Hm, mein Oheim ist freier Herr seines Vermögens. Ich an seiner Stelle handelte eben so.

Er sah mich wieder an, ob ich das im Ernst meinte. Eine Verbindung mit Ihnen, sagte er leiser, könnte ja alle Schwierigkeiten heben.

Meinen Sie? Doch scheint das meines Oheims Meinung nicht zu seyn.

Ich dächte, ich hätte es gehört, sagte er leicht.

Sie wohnen also hier in der Nähe? fragte ich, um ihn ruhig zu erhalten. Wie gesagt, fuhr ich fort: mein Oheim ist Herr seines Vermögens. Ich dachte selbst, daß es seine Meinung sei, aber ich glaube fast, ich habe mich geirrt.

Geirrt? und nicht wahr, ganz gleichgültig

ist's Ihnen doch nicht, wenn sie so schön ist, wie man sagt.

Das schönste Mädchen, sagte ich warm, das je aus den Händen der Natur kam.

Und Ihr Herr Oheim wollte sie Ihnen nicht geben? fragte er, und verfiel in ein tiefes Nachsinnen.

Wie es scheint, nein! Oder kann ich wohl mit ziemlicher Gewißheit sagen, er will nicht.

Sonderbar! Und das Mädchen?

Ihr Vater ist ihr über Alles, sagte ich. Mein Mann ging neben mir her, die grauen Augenbraunen über ein Paar kleine pechschwarze Augen tief herabgezogen. Das bedaure ich, das bedaure ich in der That; denn wie ich höre, haben Sie für das Mädchen eine Leidenschaft gefaßt.

Die ich, wie ich sehe, trotz der Mühe, die ich angewendet habe, sie zu verbergen, dennoch verrathen habe.

Vielleicht gerade zu Ihrem Besten, mein Herr, wenn Sie Vertrauen zu mir fassen könnten.

Vertrauen? warum nicht? Zu Ihnen? wie denn so? Wer sind Sie?

Ein Mann, den der Zufall mit Klarens Herkunft bekannt gemacht, ein Mann, der den Einfluß, den er auf Klarens Geschick haben darf, gebrauchen wird, um einen jungen edeln Mann glücklich zu machen.

Sie versprechen viel, mein Herr, und ich weiß nicht, was Sie berechtigen darf, das zu versprechen. Wenn Klare nicht meines Oheims Tochter ist, so — Hier fiel er mir schnell ein: seine Tochter ist sie nicht, und wenn ich Ihr Verhältniß zu Ihrem Oheim genauer wüßte.

Ich erzählte ihm, nicht was ich von meinem Oheim fürchtete, sondern ganz einfach, daß er mich so wenig leiden könnte als ich ihn. Daß er mir Hoffnung gemacht, Klarens Hand zu erhalten, und daß er mir diese Hoffnung wieder entzogen hätte. Diese Ideen erbitterten mich. Ich redete mit Heftigkeit von meinem Oheim. Ich darf Ihnen trauen, sagte mein Mann. So hören Sie denn, ich bin Klarens Vater! Ich legte eine Hand bei diesen Worten auf die Brust, die andere reichte er mir.

Diese Erklärung hatte mich überrascht. Ich stand starr da, meinen forschenden Blick auf ihn fest geheftet. Es schien mir unmöglich. Denn jetzt sah ich, was ich bisher nur obenhin gesehen hatte, ein Gesicht, auf dem das Laster, auf dem die Hölle, auf dem der Teufel seine Spuren leserlich eingedrückt hatte. Und doch, wie ich ihn so betrachte, finde ich aus diesen boshaften Zügen einige Züge Klarens heraus. Sie hat seine Wangen, sein Kinn, seine Schläfe.

Sie vergleichen mich mit meiner Tochter, sagte er lächelnd. O, das tiefste Elend hat mein Gesicht entstellt.

Je mehr ich ihn ansah, desto fürchterlicher wurde mir das Gesicht. Ist es möglich? dachte ich noch immer.

Er zog einen Trauschein hervor und Klarens Taufschein. Ein seltsames Schicksal hat meine Tochter in die Hände Ihres Oheims gegeben, eines Mannes, (er schlug hier die Augen nieder) dessen Charakter ich — (er stockte) ich fürchte.

Mein Oheim scheint ein sehr redlicher Mann, ein sehr redlicher Mann.

Scheint! wiederholte er. Das ist das rechte Wort. Scheint! Er scheint. Zwar will ich nichts Böses von ihm behaupten.

Ich wollte die Begebenheit wissen, die seine Tochter in meines Oheims Gewalt gebracht hatte; aber er bat mich, ihn für jetzt mit der Erzählung derselben zu verschonen. Ich ging mit ihm auf das nächste Dorf, wo er wohnte. Er hob jeden Zweifel, den ich noch hatte. Er zeigte mir die Briefe seiner Frau, ihr Portrait: es war Klare.

Aber er hatte so wenig Lust, sich mir offen zu entdecken, als ich, ihm zu trauen. Ich gab ihm Geld, warum er mich bat. Ich versprach, ihn wieder zu besuchen.

Nun ging ich zu Hause. Das Elend kann viel, Siegmund, aber doch nicht auf ein Menschengesicht diese Züge der Bosheit graben. Ich schwankte zwischen tausend Zweifeln. Wenn Klare in meinen Händen ist, sagte dieser Mensch: so ist sie die Ihrige. Klare in seinen Händen, in den Händen, in den unreinen Händen dieses Menschen! Ich war fast entschlossen, meinem Oheim zu sagen, was ich wuß-

te. Aber, Siegmund, ist sie nicht in den Händen ihres Vaters sicherer als in der verderbenden Gewalt meines Oheims?

Ich beschloß zu schweigen. Wie ich zurückkomme, ist — o Himmel! — mein Nebenbuhler im Hause. Ich erzitterte im Innern, wie ich ihn sah, wie ich sah, mit welcher freundlichen Theilnahme ihn mein Oheim, ihn sogar Klare behandelte. Ich fühlte in diesem Augenblicke, daß ich ohne das Mädchen nicht leben kann. Der Gedanke, daß Klare ihn lieben könnte, machte mich fast rasend. Eine eifersüchtige Wuth bemächtigte sich meiner Seele, und mein Oheim, mein Oheim warf triumphirende Blicke auf mich, höhnische Blicke.

Ich behandelte ihn, Reinhard heißt er, verächtlich. Ich behandelte Klaren mit spottendem kaltem Grimme, meinen Oheim mit der Verachtung, die er verdient. So gingen ein paar Tage hin, und Klare wurde immer kälter gegen mich, und immer freundlicher gegen Reinhard.

Wie seltsam sind Sie jetzt? sagte sie mit einem finstern Kopfschütteln, wie wir allein waren.

Seltsam? fragte ich lachend, sie übermüthig ansehend: wenn Sie so wollen, ja! Jeder spielt hier sein Spiel, ich auch.

Spiel? Spiel? ich bitte Sie, Losse, ein wenig auf sich zu achten. Mein Vater hat etwas gegen Sie.

Ihr Vater! Ja das, ja, das begreife ich, und so begreife ich, schöne Klare, wie auch Sie gegen mich etwas haben.

Sie fürchten doch nicht, ich wüßte das? fragte sie lächelnd, unschuldig.

Warum nicht, sagte ich in wilder Lustigkeit. Besonders jetzt, da drei Männer Sie anbeten, da muß ich, das bescheide ich mich, ich, ich mit den Foderungen, mit den unermeßlichen Foderungen meines Herzens wohl nachstehen. O Himmel, Himmel! ich Thor mit meinen Foderungen eines ungetheilten Herzens. Nur, wer am meisten bietet, am wenigsten verlangt, ist immer ein glücklicher Käufer.

Sie sah mich starr an. Ich bitte Sie, reden Sie, Losse, wie soll ich verstehen, was Sie sagen? Fast scheint es, als wollten Sie mich erniedrigen. Mit wem haben Sie's? und

warum? Ihr Oheim ist ein sehr edler Mann; Alles, was Sie umgiebt, darf Ansprüche auf Ihr Vertrauen, auf Ihre Achtung machen. Reinhard ist einer der besten, der edelsten Jünglinge, und ich —

Recht! rief ich wüthend, recht! Mein Oheim, Klare und Reinhard! Reinhard, Klare und mein Oheim! Sie sollten mich doch der Gesellschaft wegen mit in dieses Kleeblatt flechten. Ein vierblätteriges giebt Glück, Klare.

Sie verdienen es nicht, sagte sie kalt. Es geht mir nahe, daß auch ich das glauben muß.

Ihr Ton hatte in dem Augenblicke mein Herz geschmolzen. Ich wollte mich eben ihr zu Füßen werfen, und ihr sagen, was alles mein Herz bedrückt. Aber in dem Augenblick trat Reinhard an die Glasthüre, die aus dem Zimmer in den Garten geht. Sie sah sich verlegen um nach ihm. Sieh, Siegmund, ich nahm heute alles das quer. Sie konnte auch wohl darum verlegen hinsehen, weil er uns störte. Denn sie machte mir ein so holdseliges, freundliches Gesicht, da ich anfing mit einer sanftern Stimme: o theure Klare! Aber ich er-

blickte ihn. Ach, sieh da, sagte ich kalt und versteinert: da ist er ja, Klare. Er erwartete sie, und ich kann nur Vorwürfe machen. Ich weiß, das macht Langeweile. Vorwürfe? sagte sie mit einer sehr eindringenden Stimme: das Unrecht will ich Ihnen wenigstens ersparen. Sie ging in den Garten, und mit Reinhard zu ihrem Vater.

Nun kam mir mein Oheim in den Wurf. Was kann ich dafür, daß er in dieser Stunde eines innern Sturms mir entgegengeführt wurde. Er ging neben mir weg, und sagte im Vorübergehen: auf deinem Gesicht steht: großer Sturm!

Auf dem Gesichte eines Narren steht immer: schön Wetter! So kamen wir an einander. Gut, sagte er, so mag ich dich; ich hoffe, der Zorn wird dich zum Reden bringen, denn ich frage mich alle Tage zehnmal, mit wem du eigentlich grollst.

Gut, wenn Sie mich so mögen, sagt' ich. Gut denn! Mit Ihnen hab' ich's, Oheim. Mit Ihnen! Wer ist Klare?

Wenn ich dir nun darauf nicht antworten will? fragte er lächelnd und leise. Was geht es dich an? du machst doch keine Ansprüche auf Klaren? Ich wollte, Neffe, ich wollte, du nähmest es einmal mit dir selbst auf. Ich liebe es gar nicht, wenn man so begierig sich in meine Geheimnisse drängen will. Und hab' ich dir Rechenschaft zu geben?

Wenn nicht mir, sagte ich kalt, ergrimmt, aber kleinlauter, — denn was konnte ich ihm sagen? — wenn nicht mir, doch einem Andern, der ein Recht hat, so zu fragen.

Das klingt ja wie eine Drohung; den Andern wäre ich begierig zu sehen, der ein Recht auf Klaren erwerben könnte, und der es kann; ich glaube nicht, daß du es bist, aber dem Andern, werden willst, mit dem du drohst; der es kann, dem werde ich zu antworten wissen.

Er sah mich verächtlich von der Seite an, und ging.

O Siegmund, ich fühle wohl, daß sie Recht haben, wenn sie von nun an mich wie einen Rasenden ansehen, wie ein Kind, dem sie aus dem Wege gehen; wenn ich überlege,

was ich gethan habe! Denn daß ich sie liebe, mit dieser verzweiflungsvollen Leidenschaft, das weiß niemand. Meinen Verdacht kennen sie nicht. Verdacht? O Gott! wäre es doch nur Verdacht! Sieh, ich wollte auf diesen Verdacht eine ewige Nacht werfen; ich wollte gläubig an Klarens Busen fliehen, sie sollte mir dennoch die heiligste Unschuld seyn. Verdacht? Verdacht? So höre! So höre, was mir Klarens Vater von meinem weisen, tugendhaften Oheim erzählt hat. Er heißt Lichter. Beide, er und mein Oheim, lieben Ein Mädchen. Lichter ist der Glückliche, der wieder geliebt wird. Mein Oheim verläumdet den Mann bei des Mädchens Vater. Die Liebenden müssen der Härte des Vaters entfliehen. Der Vater enterbt die Tochter. Lichter gab das meinem Oheim nicht Schuld; desto glaubwürdiger ist das Uebrige. Mein Oheim spürt den Aufenthalt des unglücklichen Paars auf. Sie leben in tiefem Elende. Er unterstützt sie mit einer gränzenlosen Großmuth, die er wie ein Verbrechen verbirgt. Er kommt ihnen nicht vor die Augen. Endlich, endlich verräth ein Zufall

entweder, oder ein feiner Plan meines Oheims, der den Schein des Zufalls hat, den beiden Eheleuten das Daseyn meines Oheims und seine Großmuth. Beide dringen in ihn, sie zu besuchen. Er kommt; er wird der Freund der unglücklichen Familie, zu der schon Klare, als ein kleines Kind, gehört. Mein Oheim liebt noch immer Klarens Mutter; aber mit einer Feinheit, die nur ihm gerathen kann, verbirgt er seine Leidenschaft und seine Absichten. Er sucht sich durch eine vertrauenvolle Freundschaft in das Herz der Frau einzuschleichen. Aber die Liebe zu ihrem Manne steht ihm im Wege.

Lichter hat eine Ehrensache gehabt. Die Gerechtigkeit verfolgt ihn. Ob mein Oheim ihn verrathen, oder sonst ein Zufall, weiß Lichter nicht. Genug er muß fliehen. Mein Oheim giebt ihm Geld. Er flieht, und Klarens Mutter bleibt in meines Oheims Schutze zurück. Er weiß die Vereinigung der beiden Eheleute zu hintertreiben; er erregt Lichtern immer neue Gefahren, die ihn immer weiter zu fliehen zwingen. Klarens Mutter, in der Verzweiflung über die Trennung von ihrem Gatten, stürzt

der Gram ins Grab. Mein Oheim nimmt die Tochter, die am Ende doch wohl die Erbin des großen Vermögens ihres Großvaters werden muß, mit sich. Der Vater, noch immer auf der Flucht vor seinen Feinden, voll des gerechtesten Mißtrauens gegen meinen Oheim, dringt endlich heimlich in die Nähe seiner Tochter. Er weiß indeß gewiß, ohne daß er mir die Gründe seiner Ueberzeugung sagen will, daß mein Oheim nie ihm das schöne Mädchen zurückgeben wird. Ich drang in ihn, mir zu sagen, warum er das fürchte.

Er zog das Bildniß seiner Frau hervor, hielt mir es hin, und sagte, er liebte meine Frau, und Klare ist das Ebenbild meiner Frau!

Sie meinen, sagte ich auffahrend, er wird sie heirathen. Lichter schüttelte den Kopf, und sagte: Ihr Oheim ist ein fürchterlicher Mensch! — Warum, fragte ich, fodern Sie Ihre Tochter nicht zurück? Sie sind Vater.

Kann ich beweisen, daß sie, sie meine Tochter ist? Bin ich nicht ein Bettler? Darf ich mich denn je öffentlich zeigen? Darf ich Ihrem Oheim, der mit Einem Worte meine unversöhn-

lichen Feinde aufhetzen kann, seinen Raub abjagen?

So darf ich's? sagte ich: so darf ich's? Ja, rief ich: er liebt Ihre Tochter, wie er Ihre Frau liebte. Er will sie nicht heirathen; er will sie verkaufen an einen, den ersten den besten, der blind genug ist, Klarens Herz mit ihm zu theilen.

Hier fiel mir der Mensch um den Hals. Er zeigte mir die Briefe von seiner Frau, worin sie über die lästige Liebe meines Oheims sich beklagt. So verworfen das Gesicht dieses Menschen auch ist, so hatte er doch die Wahrheit gesagt. Er zeigte mir einen Brief von seinem Schwiegervater, und bat mich, die Hand mit Briefen, die mein Oheim von ihm haben müßte, zu vergleichen. Ich kannte die Hand, denn Klarens Großvater hatte Geschäfte mit meinem Vater.

Es ist Alles richtig. Der Heuchler! Aber ich will die Tochter, die er mißleitet, erst in die Hände des Vaters zurückliefern; dann, dann entscheide sie über ihr Herz, über ihre Tugend und über ihre Hand. Ich gebe, in dem Au-

genblicke, da ich das Schwerdt der Rache ergreife, alle meine Ansprüche auf Klaren auf. Liebt er sie, so werde sie sein Weib, in deren Herz er den Saamen der Buhlerei und der Arglist ausgesäet hat. Er soll niemanden betrügen. Nein, das soll er nicht.

* *

Bravo! Bravo! Tausendmal sage ich bravo! Siegmund. Seit der Scene mit meinem Oheim haben sie die Masken abgelegt.

Klare behandelt mich mit spottender Verachtung, mein Oheim mit niederdrückendem Hochmuth, und der junge Mensch mit dem Uebermuthe des beglückten Liebhabers. O die Schlange, die sich erst liebkosend um mein Herz windet, um ihr tödtliches Gift hineinzugießen! Sie giebt mir zum Hohne ihrem Verführer alle die Beweise einer Liebe, die das Glück meines Lebens gemacht haben würde. Hätte ich noch daran gezweifelt, jetzt zweifelte ich nicht mehr. Ich stehe aber mit furchtbarer Kälte in der Mitte dieser Betrüger.

Bravo! sage ich; noch tausendmal bravo! Das war die Tugend, die an dem Busen des

häuslichen Lebens emporgesproßt war! Das war sie! O menschliches Herz! O ihr Betrüger! O ihr Elenden, ihr Thoren, die ihr euch von dem Scheine einer Tugend, die nicht ist, betrügen laßt!

Der junge Reinhard an seinen Vater.

Großenborn.

Hier bin ich, mein Vater, nur auf Ihren Befehl. Ich fühle es an meinem eigenen Herzen, wie schwer es ist, eine Leidenschaft der Vernunft zu opfern. Man fodert das Opfer von Klaren. Sie hat den Muth es zu bringen. O, das ist schon viel, sehr viel. Denn sehe ich dieses theure Mädchen, höre ich ihre Stimme, sehe ich die Anmuth ihrer Bewegungen, und wie wenig ist das Alles gegen den hohen Reitz ihres schönen Herzens, ihres festen Gemüths, ihrer reinen Seele! ach, so fühle ich, daß mir der Muth sogar fehlt, ein Opfer zu bringen, das Vernunft, Klugheit und Pflicht, und Liebe sogar, mir zu bringen befehlen. Ach, ich fühle es mit jeder Minute mehr, ich hätte Großenborn nicht wieder betreten sollen.

Ich liebe Klaren nicht mehr als ich sie das erstemal liebte, aber die Leidenschaft dringt immer tiefer in das Innerste meines Wesens. Ich würde sie nicht weniger lieben, wenn ich sie nicht wiedergesehen hätte; aber ich werde unglücklicher seyn, denn mit jeder Minute lerne ich immer mehr den Reichthum, die reiche Fülle dieses schönen, dieses reinen, dieses edeln Wesens kennen. Ich werde unglücklicher seyn, wenn Ihres Freundes, wenn Ihre Erwartungen nicht erfüllt werden.

Ueber die Art meiner Hoffnungen kann ich Ihnen nichts Bestimmtes schreiben. Ich kenne Klarens Vater und seinen Neffen viel zu wenig, um etwas mehr als sehr weit aussehende Hoffnungen zu fassen. Zuweilen sogar kommt es mir vor, als ob meine Rolle, die man mich spielen läßt, nicht die ehrenvollste wäre. Aber Sie haben Recht, mein Vater, ein gerader Sinn kann jeder Rolle Würde geben, selbst dem Unglück.

Ich sehe nicht klar in dem Verhältniß der Menschen hier. Klarens Vater hat einen Widerwillen gegen seinen Neffen, den dieser frei-

lich mit einem zu harten Hasse vergilt. Der Neffe hat sich den Unwillen des Oheims zugezogen, durch sehr seltsame, aber unerklärliche Handlungen. Sein Oheim hält ihn für einen gemeinen Menschen, der sich das Ansehen einer Größe geben will. Schon das wäre doch nicht übel. Ich kenne Menschen, die ihre Gemeinheit für Erhabenheit halten, und ist das nicht schlimmer? Der Neffe liebt Klaren, und, wie es scheint, mit einer Art von unentschlossener Heftigkeit. Man sollte zuweilen glauben, er haßte sie, so finster, so zürnend ruht der dunkle Blick auf ihr.

Der Haß gegen seinen Oheim ist unverkennbar, aber viel zu heftig, viel zu brennend, als daß das, was der Oheim als Ursache angiebt, die Ursach seyn könnte. Ich habe Mühe, mein Vater, den jungen Mann mit Unparteilichkeit zu beurtheilen; denn Klare liebt ihn, troz des Entschlusses, den sie gefaßt hat, nicht mehr an ihn zu denken, troz des ruhigen Gleichmuths, womit sie ihn behandelt, und der, bei einer noch gewiß warmen Liebe, nur dem festen Gemüthe Klarens so gelingen kann, daß diese Ru=

he nicht Uebermuth, nicht Unmuth, nicht eine feine, ihr unbewußte Buhlerei wird. Der junge Losse — ist so leicht falsch beurtheilt; in seinem Innern brennt eine Glut, ein Mißtrauen, eine Feindschaft gegen Alles; er ist im heftigsten Zwiespalte mit sich selbst. Und ich weiß nur zu gut, zu welchen Thorheiten, zu welchen Ausschweifungen die Leidenschaft treiben kann, wie verächtlich man in dem Rausche des Zorns sich selbst werden kann!

Wenn er sich selbst gelassen ist, was freilich sehr selten ist, so finde ich ihn nicht übel.

Das will sein Oheim nicht sehen, so wenig er sehen will, daß ihn Klare noch immer liebt. Es ist wahr, der junge Losse thut alles Mögliche, die Herzen der Menschen, die er sieht, von sich zu entfernen. Er steht kalt, lächelnd, mit einer spottenden Verachtung in Stellung, Miene, Ton der Stimme gegen uns Alle da. Ueber seinen Oheim strömt die wildeste Welle seines Unmuths, und er sieht nicht, daß eben das am meisten Klarens Herz von ihm entfernt. Oder sieht er's; so will er es in seinem verderbenden Grimme. Denn er behan=

delt den Oheim nie leichter, kälter, spottender, als wenn Klare dabei ist.

O, was ist der Mensch, wenn eine Leidenschaft ihn wie ein gebundenes Opferthier zu den Altären der Raserei schleppt! Mich interessirt der junge Losse. Mich, und er weiß, daß ich sein Nebenbuhler bin, behandelt er mit einer — Kälte zwar, aber mit einem Anstande, mit einer so männlichen Freimüthigkeit, daß ich ihm dieses Benehmen hoch anrechnen muß. Und doch, wenn ich den Blick des Mitleidens sehe, womit Klare ihn begleitet, den leisen Seufzer vernehme, den sie ihm nachschickt, wenn er geht, so — o mein Vater, die Eifersucht ist eine rasende Furie. Und wenn er nun eifersüchtig wäre? Auf wen? sagt Klarens Vater. Er weiß recht wohl, daß Klare ihn liebte. Auf wen? auf wen? etwa auf mich? denn mich zeichnet er von Allen am meisten mit seinem Hasse aus.

Eifersüchtig? o wenn er sie liebte, o wenn er es wüßte, wie er geliebt wäre: wie glücklich könnte er seyn!

Ich liebe sie, mein Vater, aber ich fühle nur, wie unglücklich mich diese Liebe macht.

Der junge Reinhard an seinen Vater.

Großenborn.

Sie geben mir Hoffnung, mein Vater; Klarens Vater giebt mir Hoffnung, sogar Klare selbst, die Umstände lassen mich hoffen: wie kommt es denn, daß allein mein Herz mir keine Hoffnung giebt? Es fühlt nur Liebe, es bringt nur Wünsche hervor; aber die Hoffnung allein will in meinem Herzen nicht gedeihen. Ich könnte sagen, wie Klarens Vater, Klare liebt mich. Ich habe ihre Achtung, ihr Vertrauen, ihre Freundschaft, ihr Wohlwollen. Sie giebt sich sogar die allerangelegentlichste Mühe, mir zu zeigen, daß ich sie habe. Aber mir scheint es, als fehle der lebendige Hauch der Liebe, die Begeisterung, der Tumult des Herzens, die Unruhe der Sinne, der feine Reitz eines von der Natur geheiligten Instinkts. Sie lächeln, Sie nennen eben das das Verächtliche an der Liebe.

Ich will nicht darüber streiten, aber ich fühle, wie wenig ich ohne diese Kleinigkeit habe. Der junge Losse hat ihr Vertrauen, ihre Achtung, ihr Wohlwollen verloren; aber der

unruhige Blick, den sie auf ihn wirft, wenn er kommt, wenn er geht, fehlt mir zu dem lebendigen Aufkeimen aller Hoffnungen meines Lebens.

Darum eben weiß Klare nicht einmal, wie ich sie liebe, wie unaussprechlich theuer sie mir ist. Ich nähere mich ihr mit einem Herzen, das die Liebe in sich verschließt. Ich zeige ihr nur meine Ehrerbietung, nur meine tiefe Achtung; meine Liebe bleibt in meiner Seele, wie die Blüthe in dem Keime, dem der warme Hauch der Frühlingsluft fehlt.

Du klagst über Klarens Kälte, sagte heute der Vater: bist du denn aber wärmer? Und er hat Recht zu dieser Frage. Ich fühle nichts als meine Liebe und mein Unglück. Mein Unglück? Guter Gott! Auch so, Vater, auch so, an ihrem Herzen, das nur ruhig in dem sanftern Beben einer vertrauenvollen Freundschaft schlägt, wird mein Leben eine Kette der höchsten Seligkeit seyn. Wenn sie mein ist! wenn sie es ist, wenn mein Herz erst an dem ihren den Muth findet, sich zu öffnen: wird sie nicht den Mann lieben lernen, der sie so heiß liebt

als ich? O, sie sei mein! und sie soll glücklich seyn. Ich werde für sie allein leben. Die Träume des Ehrgeitzes verschwinden vor dem Lächeln ihres Blicks. Was wollte ich denn, mein Vater? Ich suchte den Frieden mit mir selbst, die Befriedigung einer stillen Sehnsucht, die Erfüllung namenloser Wünsche. Ich fand sie nicht, und ich suchte sie zu vergessen in einem thatenvollen, geräuschvollen Leben. Der Paukenton der Ehre sollte die leisere, aber mächtigere Stimme meines Innern übertäuben. Ach, in ihren Augen liegt die Befriedigung meiner Sehnsucht, in dem Kreise ihrer Umarmung die Erfüllung meiner geitzigsten Wünsche. Sie ist die Welt, die ich suchte; ihr Mund verkündigt den Frieden, nach dem ich mich, als nach dem Ziele des Lebens, sehnte. O, eine Hütte für mich und sie, ein schattenvoller Baum, ihr froher Blick, ihre Liebe! und die Welt renne nach Thaten, nach Ruhm, nach Ehre. Jetzt fühle ich, was Sie im weisen Nachdenken so oft sagten: daß Gedanken, Entschlüsse, Empfindungen, Wünsche, die edelsten Thaten des edelsten Lebens seyn können. Ich fühle es,

daß Liebe der Boden ist, aus dem die Tugend rein entsproßt.

O, sie muß mein seyn, mein; wenn ich nicht das Wesen seyn soll, das seine Bestimmung ganz verloren hat.

* *

O, alle ihr Mächte des Himmels, sie ist mein! sie ist es! O mein Vater, welch ein neues Leben, welche eine neue Welt in unsterblicher Schönheit, welch ein zaubervolles Paradies stieg in meiner Seele empor, und wurde die Welt, die mich umgab, da sie die zitternde Hand in meine legte! Die Ströme einer hohen Seligkeit rollten durch meine Seele, da ihre Lippe die meine berührte. Der Ton ihrer Stimme, wie sie sagte: ich bin die Ihrige! drang wie die Musik des Himmels zitternd durch mein Wesen!

Ich lehnte mein Gesicht schwach auf ihre Schulter; die Erde zerrann unter meinen Füßen, das Leben verschwand vor meinen Gefühlen. Ich stand, ich schwankte in dem Genusse eines bessern Lebens; der Glanz von tausend neuen Sonnen umstrahlte mich.

O, er liebt mich! rief sie, von der Macht meiner Rührung überwältigt. Ja Klare, sagte ich, ich liebe dich! Ich hob die Arme gen Himmel empor. Thränen, Thränen der höchsten Seligkeit rollten über meine Wangen, wie Ströme. Nun sank sie an meine Brust. O Vater, ihr Herz schlug an meinem, ihre warme Lippe drückte meine. Wo ist das Wort, das den Frieden, den stillsten Frieden, der wie ein wildstürmendes Meer über meine Seele zusammenschlug, das die Ruhe eines emporstrebenden, hochempörten Innern ausdrückt? Sie sah es, wie ich ohnmächtig mit dieser Seligkeit rang, sie sah es, sie sah es, und sie sagte: O, so war ich, so von dir geliebt! So, und ewig so! rief ich schluchzend, ihr zu Füßen fallend. Ich weiß nicht, was ich that, was ich sagte! ich war außer mir.

Der unglückliche Losse! Er, er führte diesen entscheidenden Augenblick herbei. Stumm und finster hatte er seit einigen Wochen gelebt. Er ging in stillem, kaltem, giftigem Grimme um uns her. Sein Oheim gab ihm zu verstehen, daß er seine Abreise gern sehen möchte.

O ja, hat er mit einem fürchterlichen Blicke, aber mit ganz kalter Stimme geantwortet: recht bald, recht bald. Nun saß er Stunden lang auf seinem Zimmer, die Hände über die Brust gekreuzt, ganz unthätig da. Sonst schrieb er noch, jetzt nicht mehr. Das Einzige was er that, war, er beobachtete mich und Klaren, und dann ging er von Zeit zu Zeit immer denselben Weg nach einem benachbarten Dorfe.

Einen Morgen gehe ich in den Theil des Gartens, der ein dichter Wald ist. Er tritt mir in einer höchst nachlässigen Stellung entgegen. Sein Kopf hing auf die Brust hinab, sein Gesicht war blaß, aber ohne allen Ausdruck einer Leidenschaft. Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu reden, sagte er in Absätzen. Ich stand still, und sah ihn so ruhig als möglich an, ohne irgend einen Ausdruck der Freundlichkeit oder der Kälte. O, ich bitte Sie, sagte er: keinen Hohn, keinen Uebermuth!..

Er brachte mich mit dieser verzweiflungsvollen Kälte, mit diesem ruhigen, fressenden

Grimme in Verlegenheit. Nun? sagte ich gelassen: was haben Sie mir zu sagen?

Er schöpfte Athem, ein Beweis seiner Ermattung und seiner furchtbaren innern Bewegung. Klare liebt Sie, sagte er, und in sein erloschenes Auge flog die Flamme des Zorns. Ich liebe sie, eben wie Sie. Welchen Werth ich auf Klarens Liebe lege, ist Ihnen ganz einerlei. Aber ich liebe sie, ich liebe sie, so gut wie einer von uns Allen, verzweifelnd liebe ich das Mädchen! Und sehen Sie, mein Herr, ich weiß zum Teufel, daß Sie unschuldig sind. Aber ich bin's auch. Und nun stehe ich hier, und fodre Rechenschaft, Genugthuung, was Sie wollen. Halten Sie mich für einen Narren. Auch läugne ich nicht, daß ich's bin. Aber ich bin ein gefährlicher Narr. Sein Auge schlug hier Flammen. Er zitterte. Lassen Sie uns kurz seyn. Hier, er zog ein paar Pistolen hervor, und drang mir die eine auf. Hier, hier, denn so lange ich athme, darf kein Mensch, kein Gott Klaren besitzen.

In der That, mein Vater, meine Lage war so einzig, daß ich keines Entschlusses fähig

war. Er war so vollkommen in meiner Gewalt, daß es nur eines Griffs bedurfte, ihn zu entwaffnen. Ich war sicher, daß er auf zehn Schritte, und noch näher mich verfehlen würde, so sehr war er außer sich. Ich war kalt genug, um seinen Zorn bis auf den höchsten Grad der Unschädlichkeit vermehren zu können. Aber er jammerte mich. Die kleinste Erhebung die ich mir über ihn erlaubt hätte, würde ihn zu einem Ungeheuer gemacht haben. Ich mußte ihn vor dem letzten Falle schützen. Und doch war ihm schwer anzukommen, denn er mußte Alles mißverstehen.

Ich weiß, hob ich ruhig an, daß Sie Klaren lieben — Ohne Zögern; das ist nun Alles Eins, sagte er, ohne zu hören. Er trat ein paar Schritte zurück. Ohne Zaudern! Ich feuerte mein Pistol in die Luft. Hören Sie mich? rief ich.

Spottest du meiner? Unmensch! rief er wüthend, und er streckte den Arm mit dem Pistol aus. Halt! rief Klare hervorstürzend, und er drückte ab, und in dem Augenblicke ließ er das Pistol fallen, erblassend, zitternd. Ich hätte

noch näher stehen können, ohne daß ich in Gefahr war; denn ich glaube, er sah so wenig als er hörte.

Mörder! rief Klare ihm zu. Ja, rief sie, ich liebe ihn! Sie rief es mit funkelnden Augen, und faßte meine Hand. Sie liebt ihn, sagte er; dann sah er mit Augen, in denen eine Thräne langsam zerfloß, sie an. Liebt ihn! wiederholte er. Er hob die Augen mit dem Ausdrucke des Schmerzes gen Himmel. Er erblaßte immer mehr. Er riß die Weste auf, als wollte er sich Athem verschaffen; dann sah er Klaren noch einmal an, rief: Treulose! Betrügerin! und nun ging er langsam dem Hause zu.

Ich muß ihm nach, sagte ich zu Klaren. Er verdient's nicht, der Unwürdige! sagte sie. Ich ging ihm nach auf sein Zimmer. Unglücklicher Mann, redete ich ihn vertraulich an. Er sah auf von dem Tische, auf den er die Stirn niedergebeugt hatte. Sie liebt Sie, sagte er leise; was wollen Sie mehr? Was? Sie liebt Sie, sie hat es gesagt. Es ist ja nun gut, gut! Was wollen Sie?

Ich, Herr Losse, ich will Ihnen sagen, daß ich Sie achte, daß ich Sie dennoch achte.

Das ist nicht wahr! rief er lachend. Ihr habt ein Ungeheuer aus mir gemacht. Mörder! so nannte sie mich. Das ist's, das ist's! Ich weiß, wie ihr von mir denkt. Die Elenden! die Betrüger! Gut denn! gut! Sie sind von nun an sicher. Ich liebe sie nicht mehr. Mörder! gut, das bin ich! Aber was ist sie und Er? Fort! fort! Er sprang auf, und stürzte neben mir aus der Thür, warf sich auf sein Pferd, und ritt davon. Sein Bedienter mußte ihm seine Sachen auf das nächste Dorf nachbringen, wo er ihn erwartete.

Er ist ein Bösewicht! sagte Klare und ihr Vater. Er war in der höchsten Verzweiflung, sagte ich. Ach Klare, Klare! Sie wissen nicht, welche Liebe Sie einflößen. Er war außer sich. Er ist mir noch immer ein Räthsel.

Mir nicht, sagte der Vater. Klare weinte. Sie erzählte nun den Vorfall, den sie mit angesehen hatte; denn sie war ihm voll Mißtrauen durch den Garten gefolgt. Guter Junge! sagte Losse zu mir, und schüttelte meine Hand.

Da faßte Klare meine Hand, und gestand erröthend, daß sie die Meinige sei!

Der Unglückliche! Ich kann ihn nicht aus den Gedanken loswerden. Und doch begreife ich nichts davon; denn Klare hat ihn geliebt. Sie hat ihn geliebt, das gesteht sie selbst, das gesteht der Vater. Der Unglückliche liebt sie mit dieser Leidenschaft, und stößt ihr Herz von sich.

Ich möchte wissen, wo er wäre. Hm, sagte der alte Losse, ich glaube so wenig an seine Verzweiflung als an seine Liebe.

Ich glaube, er thut ihm Unrecht. Der Unglückliche! Mitten in dem Meere meiner Seligkeit sage ich doch oft: ach! der Unglückliche!

Der alte Losse an Reinhard.

Großendorn.

Schrecklich! lieber Reinhard. Ist das meines Bruders Sohn? mein Neffe? Klare ist die Braut deines Sohnes; doch das weißt du schon. Wie sie es wurde, weißt du schon. Es war Klaren nicht entgangen, mit welcher weichen Schonung er meinen Neffen in der Katastrophe behandelt hatte. Dazu sein Muth, sich

selbst vertheidigungslos zu machen gegen den Wüthenden, der mit einem Pistol bewaffnet war, was ich ihm zwar nicht hoch anrechne, da die Wuth seinen Gegner noch unschädlicher gemacht hatte, den ihn aber Klare, wie alle Mädchen, sehr hoch anrechnet. Sie zittert noch immer, sie erblaßt noch immer, wenn sie ihn sich denkt zehn Schritte vor der Mündung des tödtlichen Gewehrs. Noch immer sieht sie meinen Neffen mit starr ausgestrecktem Arme, den Mord in dem wüthendem Gesichte, dastehen, und deinen Sohn so ruhig gegen ihm über, seine Blicke auf das hervorstürzende Mädchen gerichtet, und nicht gegen seinen Mörder. Das hat ihm ihr Herz gegeben. Ich danke Gott dafür; denn es stand noch Alles in weitem Felde. Die alte Liebe schlug immer neue Triebe aus der Wurzel.

Mein Neffe war verschwunden. Alles fing an sich aufzuklären. Klare vergaß den Unwürdigen, die Begeisterung deines Sohnes; denn in dem Schooße des Glücks war dieser Löwe auch zu einem Lamme geworden, das Klare an einem Blumenbande leitete; er warf mit Ver-

sen um sich, lebte von der Luft ihrer Seufzer, schlug mächtig mit den Armen um sich wie ein Tragödienheld, trug Bänderchen von Klaren wie Reliquien, gerieth außer sich über die Weisheit, die in ihren O's und Ach's steckte, und was der Wunderdinge mehr sind, woraus die Natur die Liebe gewebt hat.

Klare hatte nicht geglaubt, daß in dieser starren Ritterrüstung ein so spielender Amor stecken könnte. Er steckte richtig darin, und es ging Alles gut und vortrefflich.

Einen Morgen sitz' ich mit deinem Ehrenmann von Sohn am Schachbrett, und ärgere mich über ihn, daß er sich Alles wegnehmen läßt, weil er immer die Augen auf die Glasthüre gerichtet hat, durch welche Klare in den Garten gegangen ist. Auf einmal stürzt die alte Susanne in das Zimmer, athemlos, bleich, mit offnem Munde, ohne ein Wort zu sagen, als unverständliche Töne der Angst. Klare! ruft dein Sohn aufspringend und erblassend. Was Klare, rief ich: eine Maus oder Kröte oder Spinne kann nur die Angst hervorbringen.

Klare! ruft Susanne: Klare! — ist —

fort — entführt — zwei Kerle, eine Chaise — ach! Gott! Ihr Herr Neffe! Dein Sohn springt zur Thüre hinaus. Eben kommt der Hofrath Blankensee auf den Hof geritten. Eben legt das formelle Männchen die Hand auf den Sattelknopf, um nach allen Regeln der Schule abzusteigen. Aber dein Herr Sohn hat ihn mit einem Tigergriffe beim Kragen, reißt ihn vom Pferde, setzt das Männchen mitten in den Koth, schwingt sich auf, und reitet in seidenen Strümpfen in dem ärgsten Gallop davon.

Wo reitet der Narr hin? rief ich, und frage Susannen aus. Der Hofrath tritt ins Zimmer, und sagt mit dem Ausdrucke der Bewunderung: da reitet Herr Reinhard — in die weite Welt wie ein Narr, fall' ich ihm ein. Um Gotteswillen, Herr Hofrath, sagen Sie einmal, sie sollen anspannen. Wohin? welchen Weg, Susanne.

Nach Kleinenborn zu, ist die Antwort. Ich rufe aus dem Fenster, daß angespannt wird; ich renne den Hofrath über den Haufen. Ich suche meinen Hut, finde ihn nicht. Ich fahre in die Stiefeln. Ich rufe nach meinem Hute.

Der Wagen fährt vor, meine Leute sind zu Pferde. Ich nehme des Hofraths Hütchen, setze ihn auf meine Perücke, daß der Puder umherfliegt, und springe in den Wagen. Der Hofrath ist wie bedonnert, und ich fahre dahin wie im Sturme die Straße nach Kleinenborn zu.

Ich verständige meine Leute aus dem Wagen. Ich saß bald auf dem Rücksitze, bald im Fond; ich springe umher im Wagen wie ein Besessener. Meine Leute sprengen vorwärts. Meine Bauern auf ihren Aeckern sahen mich kopfschüttelnd wie einen Sturm vorüberfliegen. Sie haben keinen Wagen gesehen. Dort quer über, ruft ein Jäger, fuhr ein Wagen, von drei Reitern begleitet.

Wo? wann? — Vor einer kleinen Viertelstunde! — Lenkt ein, in Gallop! Der Kutscher lenkt in Gallop ein, wirft um, ein Rad zerbricht, und ich stehe da, und mache meinem Zorn Luft mit Fluchen. Eile mit Weile! sagt der Jäger. Hasenfuß! sage ich; und ich, der ich seit zehn Jahren nicht geritten habe, steige auf ein Pferd meines Bedienten.

Herr Losse, das geht nicht, sagt der Reitknecht. Es muß gehen, rief ich, wenn anders Gerechtigkeit im Himmel ist.

Aber es ging nicht; denn das Pferd setzte mich nach zehn Schritten ab, und so pferdemäßig, daß ich nicht Arm und Bein rühren konnte, und recht wie ein Erdensohn aussah; denn es hatte mich in den tiefsten Koth abgesetzt. Meine Leute wußten nicht, ob sie lachen oder weinen sollten. Hol' der Teufel die Höllenwirthschaft. Hol' einer einen andern Wagen.

Der Teufel, da bringt Christoph schon einen Wagen, riefen meine Leute. Er kam langsam näher. Er war da.

Der Hofrath saß darin, er wollte wieder zu Hause fahren. Er hält. Ich öffne den Schlag, springe ein, rufe: nach Sahlhof zu! und finde den Hofrath im Wagen, der sich wie ein Knaul zusammen in eine Ecke drückt, wie er mich erblickt. Aber ich, voller Freuden, daß er mich aus meiner Noth erlöst, ziehe ihn aus seiner Ecke hervor, umarme ihn, daß er laut aufschreit, und es geht nach Sahlhof zu. Der

Hofrath, der sich von seinem Wege abgebracht sieht, der nichts von Allem begreift, ruft: nach Kleinenborn! O, Ihre Leute fahren mir das Gehirn zu Stücken!

Nur nicht den Wagen, liebster Hofrath, sage ich. Er flucht, ich fluche. Ich biete ihm an auszusteigen; das kann er nicht, denn die Wege sind unergründlich von einem Gewitter. Er muß mit mir; sein Bestreben, mir nicht nahe zu kommen, das die gewaltsamen Stöße des Wagens vergeblich machten; sein Geschrei über meine Unvernunft; mein Betheuern, es könne nicht anders seyn, machten eine hochkomische Scene, von der ich nichts sah, bei deren Anblick aber meine Leute von Zeit zu Zeit in ein lautes Gelächter ausbrachen. Sie müssen sich wahrhaftig in die Zeit schicken, bei Entführungen gehts nicht anders, sagte ich. Mein guter Gott! rief er; wollen Sie mich denn entführen?

Meine Tochter ist von einem Bösewichte entführt. Da fing er an zu begreifen und sich zu ergeben. Im nächsten Dorfe stieg er aus. Ich wünschte ihm glückliche Reise, er

stand verzweifelnd da, und fluchte noch lange hinter mir her.

In Sahlhof fand ich denn die Spur des Wagens. Klare war von da den Weg nach Sorga gebracht. Vor Sahldorf hatten sie frische Pferde gefunden. Die hatte ich nicht; aber der Weg ging schnurgerade auf meines Neffen Gut los, und so fing ich an ruhiger zu werden. Ich kannte Klarens Entschlossenheit, wenn die Umstände sie von ihr foderten.

Indeß mußte ich eilen. Ich mußte fürchten, daß Klare weiter gebracht würde. Ich nahm auf einem Dorfe Pferde, und so kam ich den andern Morgen um zehn Uhr auf dem Gute an. Zwei Stunden vor mir war mein Neffe angekommen. Ich ließ den Wagen im Dorfe halten, und ging allein auf die Wohnung des Gutes. Eine Magd zeigte mir treuherzig das Zimmer, wo die Mamsell mit dem jungen Herrn war. Ich öffnete die Thüre, und Klare, meine Klare, stürzte mit einem Freudengeschrei in meine Arme. Mein Neffe trat einen Schritt auf mich zu. Verächtlicher

Mensch! sagte ich mit allem Abscheu, den ich in die beiden Worte zusammendrängen konnte.

Woher nahm der Mensch die Fassung? Mit einem finstern, aber übrigens ruhigen Gesichte, mit einer sogar stolzen Haltung in seiner Stellung, sagte er: Sie wußten, daß Sie Klaren hier finden würden, so gut ich wußte, daß Sie mich hier suchen würden. Und wenn Sie an die Absicht denken, die Sie mit diesem Mädchen haben, so könnte ich so gut mit einer zweideutigen Handlung prahlen, wie Sie. Klare sollte nur einige Stunden frei von Ihrer Gewalt, in einer bessern Gewalt, über sich, über ihre Tugend, über mich entscheiden. Ich habe nichts gethan, als ein Mädchen der verderblichen Gewalt, der List entzogen.

Dem Vater die Tochter? Das nennst du, Elender, nichts thun?

Hier steht ihr Vater! sagte er, und zeigte auf eine Gestalt, die ängstlich sich meinen Blicken entziehen wollte. Ich erkannte ihn endlich. Es war Klarens Vater. Das erschütterte mich. Nun sah ich meines Neffen Absicht. Der Vater, der elende, verächtliche Mörder von

Klarens Mutter, hatte die Tochter an meinen Neffen, gleichviel, zur Frau oder Maitresse, verkauft. Das erschütterte mich im Innersten. Wie? rief ich: du, du Elender, du verächtlichster aller Menschen, du wagst es, du Mörder ihrer Mutter, du wagst es, je vor das Auge deiner tugendhaften Tochter zu treten?

O, barmherziger Gott im Himmel, rief Klare erblassend, zitternd: er ist mein Vater. Sie fiel zwischen uns auf die Knie, sie bedeckte das Gesicht mit ihren Händen. Ich sah, das fürchterliche Geheimniß war verrathen. Ich hob Klaren empor, ich sagte: ja, er ist dein Vater, Klare. Ja, er ist es. Weine, jammere, es ist dein Vater. Ja, wie er deine Mutter verkaufen wollte, hat er auch dich verkauft in die Hände eines zweiten Bösewichts, der leider meines Bruders Sohn ist. Ich faßte sie um den Leib, komm, mein Kind, entzieh dich dem Anblicke dieser Menschen, die nicht werth sind, dich gesehen zu haben.

Hier trat der alte Bösewicht hervor. Wann hätte es Ihnen an einer Fabel gefehlt, Ihren Plan durchzusetzen? Es ist meine Tochter. Ich

fodere die Gesetze zu meinem Schutze auf. O meine Klare, glaubst du es nun, daß ich dein Vater bin? Erkenne hier das Bildniß deiner theuern Mutter, die dort jener Heuchler von mir trennte, und dann mit dem Gram um mich mordete.

Ich faßte Klarens Hand. Mein Oheim, sagte mein Neffe: ich hoffe, Sie werden einsehen, daß ich nicht zugeben darf, daß hier in meinem Hause die Rechte eines Vaters gekränkt werden. Ich sah den Buben mit einem verächtlichen Lächeln an. Das ist ihr Vater, fuhr er kalt fort; sie ist seine Tochter. Ich bin hier aus dem Spiele. Klare entscheide frei über sich selbst.

Ich sah an der Ruhe, daß der Bube entschlossen war, sein Spiel so weit zu treiben als möglich. Klare stand, sah mich an, dann ihren Vater, zitternd, kämpfend mit sich. Dann warf sie sich ihrem Vater zu Füßen. Sie umschlang sein Knie. Sie rief: o Vater, Sie haben mir das Leben gegeben, hier vor Ihnen liegt Ihre Tochter, verzagend, vergehend, sterbend! Es war eine rührende Scene; aber den Unmenschen rührte sie nicht. Sein Gesicht blieb

in den steinernen Falten der arglistigsten Bosheit. Meine Klare, o meine Klare, sagte er: komm an das Herz deines Vaters, der noch einmal die Tochter einer zu geliebten und nie vergessenen Mutter zu umarmen wünschte. Er nahm sie in seine Arme. Klare hing fast wie leblos an seiner Brust; dann wollte sie zu mir zurück. Nein, rief er: er mordete deine Mutter, als du —

Nein, nein, nein! rief Klare, das that er nicht! Nein, das that er nicht; er rettete meine Mutter und Sie vom Elende. Sie sagte das mit Tönen des Jammers, ohne einen von uns anzusehen; sie hatte ihr Auge, ihr Gesicht empor gen Himmel gehoben, die Hände über die Brust gefaltet. O, sagte sie zuletzt, sich in meine Arme werfend: o tugendhaftester aller Menschen, mein Vater, mein Vater, den mir der Himmel, den mir die Tugend gab, erbarmen Sie sich Ihrer unglücklichen Klare!

Was soll ich thun, was verlangst du, Klare?

Sie sah mich verstohlen an, und schwieg schnell, als wollte sie mir ihre Wünsche nicht sagen. Der Mensch faßte ihre Hand, und zog

sie heftig zu sich. Ich bin dein Vater, sagte er stärker; und wenn du deine Pflicht verkennst, so verkenne ich die meine nicht. Du bleibst bei mir. Ich hoffe, Herr Losse — Ich hatte Klaren zu schonen. Ich dächte, bis die Sache abgemacht wäre, sagte ich in einem ruhigern Tone: und abgemacht soll sie in ein paar Stunden seyn, übergeben wir Klaren der Gewalt des Predigers hier. Meinst du nicht, mein Neffe? oder findest du den Vorschlag auch nicht annehmlich?

Ich für meinen Theil, sagte er, der Heuchler, mit vieler Natur: hätte gern schon denselben Vorschlag gethan, wenn Klarens Vater ihn annehmlich findet. Da trat der abscheuliche Vater vor, und sagte: nein, ich bedaure, daß ich diesen Vorschlag nicht annehmen kann. Ich habe ein höchst dringendes Geschäft, das mich abruft. Ich reise mit meiner Tochter in einer Stunde ab.

Das thust du nicht, so lange noch ein Hauch in dieser Brust ist, du elender Mensch, den ich schonen wollte. Klare, rufe die Gerechtigkeit

gegen die Gewalt eines Vaters auf, der ein Bösewicht ist! Du bist verloren!

Ach Gott, ach Gott! rief sie, und rang die Hände über ihrem Haupte zusammen: auch Sie, mein Vater, sind so grausam! Konnte der Unmensch das hören, ohne zu zerschmelzen? Ich bereuete meine Härte; aber hatte ich denn ein anderes Mittel?

Da flog die Thüre stürmend, donnernd auf, und dein Sohn stürzte in das Zimmer, einige Dragoner hinter sich. O Gottlob! Gottlob! rief Klare, da ist er, da ist er! O mein Reinhard! Sie flog in seine Arme, an seine Brust. Hier wollte sich der Vater leise davon schleichen, aber ein Dragoner sagte: ohne Ordre passirt nichts hinaus! Zurück! Der Elende wollte sich mit Gewalt den Ausgang eröffnen; da sah Reinhard zurück. Kuppler! rief er mit entsetzlicher Stimme: so finde ich dich hier, hier, in einem neuen Verbrechen? Nun ist dein Maaß voll, Bösewicht. Bindet ihn, Dragoner! bindet ihn fest!

Um Gotteswillen! riefen wir hier Alle heftig erschreckt. Klare stürzte auf ihren Vater

zu, wollte ihn, der todtenbleich und zitternd, stumm, in der höchsten Todesangst dastand, aus den Händen der Dragoner losmachen. Es ist mein Vater! rief sie mit einer Entsetzen erregenden Stimme. Es ist mein Vater, laßt ihn los!

Klarens Vater? schrie starr vor Schrecken dein Sohn. Er flüsterte mir zu: er ist ein Bösewicht. Das ist schrecklich! Er winkte den Dragonern, ihn loszulassen. Man ließ ihn gehen. Wir ließen die Wache hinabgehen.

Hier näherte sich Klarens Vater sehr demüthig Reinharden. Ich bin Klarens Vater; ich sehe, Sie lieben meine Tochter. Wenn Sie schweigen wollten, Herr Reinhard, wenn Sie mich entfliehen lassen wollen, so will ich reden.

Ich bin Ihr Richter nicht, sagte dein Sohn mit dumpfer Stimme. Was können Sie reden?

Der Elende war außer sich vor Furcht. Sein Gesicht hing schlaff herab. Er hatte die letzte Spur von Muth verloren. Ja, sagte er mit zitternder Stimme: Herr Losse ist der großmüthigste Mann, der edelste Mann. Er liebte meine Frau, aber er blieb unerschütterlich seinen Grundsätzen getreu, meine Frau nicht zu

verführen. Ich hatte sie verführt, sie war seine Braut; und dennoch — dennoch — rettete er uns, sie und mich, aus dem Elende, ohne daß wir es wußten, bis ich ihn aufspürte.

Dieses Geständniß kostete ihm eine furchtbare Anstrengung. Er glaubte seine Freiheit damit zu erkaufen. Nun, nun, o Gott! nun aber lassen Sie mich fliehen. Dein Sohn zog ein Taschenbuch hervor, und gab ihm das. Hier! sagte er mit zitternder Stimme. Ich wußte, es enthielt eine große Summe. Der Elende nahm es. Klare war wie zernichtet. O mein Vater! sagte sie, ihn umfassend. O kann er denn nicht bleiben? rief sie, uns Alle der Reihe nach ansehend. Reinhard winkte mir verneinend zu. Er kann nicht bleiben, mein Kind, sagte ich sanft. Seine Sicherheit ist in Gefahr.

Ich muß fort, schrie er, und dein Sohn faßte seine Hand, um ihn hinabzuführen. Darf er Ihren Wagen nehmen? fragte er mich. Aber der Mann war nicht im Stande, einen Schritt weiter zu gehen. Er schwankte. Er hielt sich an deinen Sohn an. Mir wird so übel, sagte

er stockend. Man brachte ihn auf ein Bett. Wir versprachen ihm Sicherheit. Aber der Schrecken hatte eine zu heftige Wirkung auf ihn gehabt. Ein Schlagfluß traf ihn. Der nahe Tod erschütterte ihn. Er verlangte seine Tochter zu sprechen. Er sprach sie; aber sie verstand seine stammelnde Sprache nicht ganz. Dein Sohn blieb bei ihm die Nacht. Gegen Morgen traf ihn ein zweiter Schlag; sein Leben war dahin.

Ich konnte glücklicher Weise Klaren bereden, das Haus mit mir und deinem Sohn zu verlassen, wo Alles sie an ihren unglücklichen Vater erinnerte. Aber auf Niemanden hatten die Begenheiten dieses Tages einen tiefern Eindruck gemacht, als auf deinen Sohn. Er war nicht aus seinem Tiefsinn zu bringen. Was ihn bei der ganzen Begebenheit so erschüttert hatte, weiß ich nicht. Er schwieg darüber hartnäckig. Aber er war gewaltig angegriffen. Hielt er sich etwa für die Ursach von dem Tode des Unglücklichen? Er stieg träumend aus den Wagen, und ging sogleich auf sein Zimmer.

Und mein Neffe? Wie soll ich dir das sagen? Er stand abseit, als wenn ihn das Alles, was vorging, nicht kümmerte. Er hörte nur zu. Am andern Morgen, da wir weg wollten, fürchtete ich neue Hindernisse. Aber nein! Er erschien einige Augenblicke vor unserer Abreise, die ich ihm hatte ankündigen lassen. Wie er in die Thüre trat, war sein Auge trübe. Er trat langsam, zitternd auf mich ein. Er faßte meine Hand mit seinen beiden zitternden Händen, und hielt sie lange so. Dann, so meine Hand haltend, verbeugte er sich tief, ohne ein Wort zu sagen. Dann wendete er langsam das Haupt nach Klaren um; er ging auf sie zu. Er lag vor ihr, ehe wir es uns versahen, auf den Knieen. Er faßte ihre Hand. Er sagte mit gepreßter Stimme: Gott segne Sie, reine Engelseele! Ich habe Sie bitter beleidigt; aber ich bin bestraft. Dann hob er noch einmal das Gesicht zu ihr empor. Und doch bin ich so glücklicher! setzte er räthselhaft hinzu; dann verließ er schnell das Zimmer, wir sahen ihn nicht wieder.

Ich habe den Hofrath zur Hochzeit gebeten.

Er soll für seine Angst Brautführer werden. Dein Podagra hat dich in die Kissen gepackt. Schade, Alter, ich dachte nun an dem Hochzeittage unserer Kinder meine beiden größten Pokale mit Achtundvierziger zu füllen, und mit dir auf einen sanften Tod anzustoßen. Das Podagra hat mir viel Freude verdorben.

Aber du wirst deine Kinder, meine Klare sehen, und wenn dann nicht das Podagra zum Henker geht vor diesem Frühlingsangesicht, so ist sie meine Klare nicht. Gott segne dich, Alter! Mich hat er gesegnet. Amen!

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Du kannst dein Podagra mit aller gemächlichen Ruhe abwarten; denn bei mir ist wieder der Henker los. Da sitzt Klare wie eine Mater dolorum, mit gesenktem Köpfchen, und will gern, möchte gern freundlich aussehen, und in den gemalten Sonnenschein ihres Gesichts fallen die Tropfen ihrer Thränen. Dein Herr Sohn geht umher, o so ruhig, so zufrieden, und doch läuft er mir gegen Tisch und Stühle,

und dann steht er auf einmal mitten im Zimmer still, und ficht mit den Händen, als predigte er. Anfangs dachte ich, die beiden Leutchen hätten sich gezankt, um es zu einer Versöhnung zu bringen, die, du weißt es ja, das Süßeste im Leben ist, wenn sie von Herzen geht, wie das Widerwärtigste, wenn ein Gifttropfen zurückbleibt.

Ich sah von Zeit zu Zeit freundlich hin, um die Spuren der Versöhnung auf Klarens rothen Lippen zu schauen. Und wie mir's denn zu lange dauert, nahm ich meine Jungfer ehrsam an die Hand, und führe sie zu ihm, und sage: vertragt euch wieder, Kinderchen!

Aber da traf ich's. Er fragte mich, wie ich nur glauben könnte, daß er diesen unschuldigen Engel Gottes, Klaren, beleidigen könnte? Nun dann, Klare, also du! — O mein Gott, sagt Klare: wie könnte ich den edelsten der Männer beleidigen!

Nun zum Henker, was giebt's denn? Sie sahen mich groß und verwundert an; denn Beide sind so selig, wie die seligen Geister selbst. Und nach zehn Minuten sitzt sie wieder wie

vorher, und er geht wieder, und läuft mir die Tische über den Haufen.

Nun geht der Sennor um mich her, wischt sich die Stirn glatt, streicht über das Gesicht mit der flachen Hand, sieht mich erbarmungswürdig an, seufzt, öffnet den Mund, und verstummt, eben wenn ich mich recht zum Hören zurecht setze. Nun gehe ich wieder an meine Arbeit, und bin ich recht andächtig mitten darin, so steht er wieder da mit den vorigen Gebährden und hat mich zum Narren. Nun, rief ich endlich: so ziele du ewig! so drücke doch endlich los. Was giebt's? Was ist?

Ja, sagt er: ja! mit einem Seufzer, den er aus der Seele langsam hervorholt. Ja denn! Sagen Sie mir — eine lange Pause — finden Sie nicht das Wetter sehr heiß?

Ja, Sohn, für Köpfe, wie du einen hast, ist's hundstagsmäßig, sehe ich. Er seufzt und läßt mich stehen.

Endlich dring' ich mit Gewalt in ihn. Nun kommt's. Wenn Ihr Neffe unschuldig wäre!

Das gebe Gott, das gebe Gott! Was denn weiter?

Er bedenkt sich, er fängt seine Wanderungen wieder an. Sie, hebt er wieder an, halten ihn für einen Narren, für einen gemeinen Menschen, für einen Taugenichts. Wenn er das Alles nicht wäre. Es ließe sich doch denken, daß irgend eine Idee ihn so mißleiten konnte, daß er zu allen den Thorheiten kam, die er begangen hat.

Drücke los, du ewiger Zielschütze! drücke los. Wenn also, was denn?

So hätten Sie ihm groß Unrecht gethan. Sie wären ihm Genugthuung schuldig, so wie er sie Ihnen gab, den Morgen, da wir ihn verließen. Er hielt zitternd Ihre Hand in den seinen, und verbeugte sich.

Eine schöne Genugthuung, eine Verbeugung dafür, daß er mir Klarens Bräutigam in meinem Hause todtschießen will, daß er mir Klaren entführt. Wahrhaftig, das ist lustig. Lassen Sie ihn kommen, ich will ihm einen Diener machen, so tief wie seiner.

Wenn, fuhr er fort, seine Seele in einen Zwiespalt mit sich selbst gerathen war; wenn er sich gezwungen fühlte, Klaren zu lieben,

ewig zu lieben, und zugleich sich gezwungen fühlte, sie nicht zu achten.

Zum Henker, sie nicht zu achten? Was soll das? Warum nicht? Diesen Engel?

Wenn er gezwungen war, die Unschuld Klarens für Buhlerei, ihre Unbefangenheit für die tiefste Arglist zu halten; wenn er glauben mußte, daß Sie, mit Klaren im Bunde, sein Verderben suchten? —

Wenn, wenn? mußte? warum mußte er? Das ist's ja, eben das ist's, oder fühlen Sie die Beleidigung nicht?

Wie kann Sie beleidigen, was er nicht hindern konnte?

Nicht hindern konnte? nicht hindern konnte? Rede deutlicher, oder da renne lieber die Tische um.

Wenn Klare von seiner Unschuld hell überzeugt wäre, und ihn liebte?

Was? rief ich mit großen Augen. Wenn, fuhr er fort, Klarens Vater, der doch wissen konnte, wie Ihr Neffe dachte, Klaren, und dann auch mir Dinge erzählt hätte, die Ihres Neffen Unschuld außer Zweifel setzten, die

sein seltsames Benehmen vom ersten Anfang an erklärten, das aus einem Mißtrauen gegen Sie hervorkeimte?

Das will ich zugestehen. Mißtrauisch konnte er seyn, denn ich behandelte ihn anfangs wohl ein wenig zu leicht. Und die letzte Scene in seinem Hause, ja, das ist auch etwas. Er nahm sich wie ein Mann. Ja!

Wie ein edler Mann, der im Irrthum fehlte, und seinen Irrthum erkennt. Wie ein sehr edler Mann, der das höchste Unglück des Lebens, eine heiß Geliebte zu verlieren, ruhig voll Würde trägt.

Zum Henker, dürfte ich denn wohl das Wörtchen hören, das dieses Räthsel löst?

Eifersucht auf Sie, und Mißtrauen in Ihrem und dann in Klarens Charakter. Sie rufen ihn hierher unter einem kahlen Vorwande. Ja! sagte ich. Klare geht ihm voll Liebe entgegen. Susanne sagt ihm, daß Klare ihm schon längst bestimmt gewesen sei, daß man ihn erwartet habe.

Das waren Sie, Sie wurden erwartet.

Aber ich sehe, wie Susanne das glauben konnte. Weiter!

Zugleich erfährt er, Sie haben von ihm verächtlich gesprochen, Sie achten ihn nicht, und doch haben Sie ihm Klarens Hand bestimmt, Klarens, die Sie so unbeschreiblich lieben. Klare weiß das, denn sie kommt ihm halbes Weges entgegen. Sie sehen, daß ihn das befremden mußte. Er sieht gegen sich einen Bund, dessen Ursach er nicht begreift, und, und — er liebt — er liebt Klaren unaussprechlich. Da haben Sie den wilden Zwiespalt in seinem Herzen.

Hm, ja, das läßt sich denken. Hm, ja! Das konnte ihn freilich rappelköpfig machen. Darum also war er so behutsam gegen Klaren. Aber weiter, weiter! Ich brenne vor Ungeduld.

Er beobachtet Sie, Klaren. Er sieht Ihre unendliche Liebe gegen Klaren, und begreift immer weniger. Da komme ich. Auch mir wird Klare vorgestellt. Sie haben ihm Klaren bestimmt, und jetzt wollen Sie sie ihm entziehen. Nun kommt Susanne, und erregt bei ihm zuerst den Zweifel, ob auch Klare Ihre Tochter

ist. Er glaubt das Räthsel gelös't, wenn Klare nicht Ihre Tochter ist. Es ist Eifersucht auf Sie, die ihn peinigt, und er glaubt, der Unwille, den Sie ihm äußern, ist Eifersucht von Ihnen, weil ihn Klare anfängt zu lieben. Er muß wissen, ob es Ihre Tochter ist oder nicht.

Das hängt zusammen wie die Glieder eines Mannequin: wenn man den Faden rührt, so ist Alles in Bewegung.

Er dringt in Susannen, die weiß nichts; in Klaren, die antwortet zweideutig. Er muß Ihnen etwas vorgelesen haben —

Ach der Teufel! den Nathan, ja den Nathan! Darum saß er da mit Augen wie ein Visitator.

Nun weiß er, Klare ist Ihre Tochter nicht. Sie sind mit ihr im Einverstande, ihn zu verrathen. Da führt ihm der Zufall Klarens Vater auf den Hals. Der holt ihn aus, der bestätigt Alles, was er von Ihnen Böses glaubt. Er entführte Klaren, um sie nur Ihren Händen zu entziehen. Auf mich machte er den Versuch, um — um zu sterben.

Kurz, dein Herr Sohn schwingt die Ehrenfahne über meinen Neffen. Er ist unschuldig. Zu gleicher Zeit erhalte ich auch aus der Stadt Nachrichten über ihn. Er hat sich genommen bei der Verrätherin seines Freundes wie ein Mann.

Aber, fuhr ich in großem Zorn heraus: so hätte er fragen können.

Fragten denn Sie? Ich schwieg mäuschenstill. Nun schloß dein Sohn seine tröstliche Rede mit einem Seufzer und einem trostlosen Gesichte, und mit Augen, die mich um Rath und Entscheidung baten. Aber ich sah starr und kalt vor mich hin, so kalt, als ob da gar nichts zu rathen und zu entscheiden wäre. Dann aber, guter Reinhard, das Schlimmste, was ich erst jetzt merke, ist bei einem Alten, daß er sich auf die Herzen der jungen Leute nicht versteht, daß er troz den Leidenschaften, die ihm übrig geblieben sind, und die bei Gelegenheit mit ihm umspringen, als wäre er erst achtzehn Jahr alt, daß er troz dem, dem Instinkte zu wenig, und der Vernunft zu viel Gewalt zutraut, daß er den wilden Bergstrom des

jugendlichen Herzens einzwängen will, wie den Graben in seinem Gärtchen, in dem ein paar Wassertröpfchen langsam hinschleichen.

Ich ließ also den Ritter rathlos vor mir stehen, trostlos dazu, und er mag die Sache machen, wie er will. Ich ging in mein Kabinet, und da erst überlegte ich, und ärgerte mich darüber, daß von solchen Kleinigkeiten das Unglück der Menschen abhängt. Ein Wort zu rechter Zeit gesprochen, ein Blick voll Vertrauen, ein herzlicher Händedruck: und Alles wäre anders. Und da setzt' ich mich, und schreibe dir diesen Brief. Und während dieser Zeit spannt man an. Ich will zu meinem Neffen fahren, und ihm sagen: ehrlicher Junge, laß es gut seyn! Das bin ich ihm schuldig. Was ich ihm mehr schuldig wäre, ist nicht in meiner Macht.

Der alte Losse an Reinhard.

Großenborn.

Hier hast du das Ende des Liedchens; es endigt mit einer Versöhnung und einer Heirath. Ich fuhr zu meinem Neffen. Er saß einsam auf einem Zimmer, in dem die niedergezogenen

Vorhänge eine melancholische Dämmerung her-vorbrachten, die schwere Stirn in die Hand ge-stützt. Er empfing mich — wie ein Mann den andern empfangen muß. Vor vierundzwanzig Stunden hätte ich noch gesagt, mit einem ver-stellten kalten Grimme. So zuverlässig sind un-sere Urtheile. Er empfing mich gelassen, ruhig. Sieh, wie ich ihn nun da stehen sah, mit dem blassen Gesichte, auf dem er den Schmerz männlich mildern wollte, so fielen mir mein Bruder, mein Vater ein. Ich ging auf ihn zu mit herzlicher Liebe; ich legte sein Gesicht an meine Brust. Karl, sagte ich: der Bruder deines Vaters bittet dich, ihm zu verzeihen. O! rief er mit einem Accente: hätte ich den Einmal von ihm gehört, ich hätte ihm mein Herz öffnen müssen. Aber wer weiß dennoch? O, rief er, mein Oheim, mein Vater! und nun schlang er die Arme um mich, und unsere Herzen erweichten sich an einander. Ich habe dir Unrecht gethan; fuhr ich fort: das weiß ich erst jetzt; du bist ein guter Mensch, Karl! Gott segne dich!

Sieh, mit diesen paar Worten war Alles

abgemacht. Er bestätigte mir deines Sohnes Aussage. Mißtrauen gegen Mißtrauen! das war's. Was ich ihm hoch anrechne, Reinhard: er vermied es sehr sichtlich, von seiner jetzigen Empfindung zu reden. Er stellte sich muthiger, oder er war es. Gleichviel! Lieber Karl, sagte ich, du erträgst den Schmerz wie ein Mann. Das freut mich; denn ich weiß, wie viel es kostet, ihn so zu tragen, daß es kleidet wie eine Königskrone.

Ich weiß Ihre Geschichte mit Klarens Mutter, sagte er, mich fest umarmend. Sieh, wir waren Gesellen im Leiden geworden. Er fragte nicht nach deinem Sohne, nicht nach Klaren. Ich habe, sagte er, mein Geschick verdient.

Aber da öffnete sich mit einemmal die Thür, und Klare und dein Sohn traten in's Zimmer. Hier erblaßte er. O, sagte er vor sich: auch das noch! auch das! Indeß er empfing sie recht artig, und es war eine drollige Scene. Mein Neffe verbeugte sich einmal über das andere, ohne aber dabei ein Wort zu reden. Klare stand gegen ihm über, das Auge voll Thränen, ohne ein Wort zu reden; und dein Sohn

mit gar keinem Gesicht, das zu der Handlung paßte. Es war, als schaute er gleichgültig in die Welt hinaus, oder als wollte er niesen, oder als suchte er ein vergessenes Wort. Alle Drei, doch gewiß sehr gute Menschen, spielten ihre Rollen erbärmlich. Mein Neffe jammerte mich. Ich fragte also deinen Sohn: woher kommen Sie, Reinhard? Er sah mich an und seufzte. Was giebt's denn, Klare? fragte ich Klaren.

Sie antwortete: Ach! Da ergriff dein Sohn Klaren, führte sie auf meinen Neffen zu, legte ihre Hand in seine, sagte leise: Klare ist dein, glücklicher Mensch! Sie liebt dich! Dann warf er noch einen Blick auf das Mädchen; sein Auge schien mit einer Thräne zu ringen. Er küßte Klarens Hand, und verschwunden war er.

Mein Neffe stand bedonnert da, erblaßt, verzückt; er hielt Klarens Hand, wie man einen Centner hält. Er sah sie nicht an. Er sah vor sich hin; dann wendete er langsam den Kopf auf die Seite, wo dein Sohn gestanden hatte. Wo ist er? rief er mit ausgebreiteten

Armen. Was? was sagte er? O, wo ist er? wo? Nein, nein! rief er lauter.

Er stand mit dem finstersten Gesicht von Klaren abgewendet da. Da rief Klare mit Tönen eines stillen, aber mächtigen Schmerzes: ach! er stößt mein Herz von sich. Diese Worte weckten ihn aus seiner Betäubung. Er stürzte Klaren zu Füßen, und umfaßte ihre Kniee: O du ewig Geliebte! o du Einzige! o, verkenne mich nicht immer! Und nun sprang er in glei- cher Heftigkeit wieder auf, und rief: o wo ist er, der großmüthigste der Menschen, daß ich zu seinen Füßen falle.

Hier nahm ich Klaren in meine Arme; denn ihre Verlegenheit stieg mit jedem Augen- blicke. Sie war ausgeboten, und noch nicht feierlich angenommen. Und der edle Mensch, fragte ich: hat dich aufgegeben, Klare? Sie sah mich an, dann schlug sie beschämt das Au- ge nieder, und schwieg. Und du liebst meinen Neffen? fuhr ich fort. Sie warf verstohlen ei- nen Blick auf meinen Neffen, der nur mit dei- nem Sohn beschäftigt war. Ihr furchtsamer Blick sagte: wenn er mich nur liebte. Er liebt

dich unaussprechlich, mein Neffe, Klare. Der Schmerz hätte ihn getödtet, wäre Reinhard nicht so großmüthig gewesen. Und weißt du denn, Klare, wie unschuldig er ist. Sie nickte, und ihre Thränen flossen schneller.

Die Begeisterung meines Neffen war nun vorüber. Er sah nun nach Klaren zurück, und suchte nach einem Eingange. Ach, wir armen Menschen, die wir zu fast Allem ein salva venia gebrauchen. Da stand ich auf; sieh, wozu ich gut war. Ich faßte Klarens Hand, und sagte: verzeihe ihm, Klare, daß er über Reinhard dich vergißt, und biete ihm deine Liebe zum Drittenmal an: und fühlt er dann nicht, daß du fast eben so großmüthig bist als Reinhard, so weiß er nicht, was Großmuth ist. Das brachte denn Leben in die Bildsäulen. Er sank noch einmal vor Klaren nieder.

Ich legte ihre Hände um seine Schultern, und so fiel sie langsam an seine Lippen, an sein Herz.

Karl, Klare! Klare, Karl! dazwischen einige Seufzer: das füllte eine Viertelstunde aus.

Nun ließ ich von Klaren erzählen, wie es gekommen war.

Dein Sohn hatte — der edle Mensch! welch ein Herz! — er hatte Klaren das Geständniß abgedrungen, daß sie meinen Neffen liebe. Wie konntest du das ihm gestehen? fragte ich. Sie schlug das Auge nieder, und sagte: o, in dem Augenblicke schien mir's eine Großmuth, ihm es zu sagen, daß ich Karln liebte. O, welch ein Herz! riefen ich und mein Neffe.

Dann beredet er sie, mit ihm hierher zu fahren, und Karln ihre Liebe zu gestehen.

O, welch ein Herz! riefen wir wieder, und riefen es noch zehnmal. Da sanken die Liebenden einander in die Arme; aber sie riefen nicht mehr: Klare, Karl! sondern: Reinhard! Und je mehr wir Alle erzählten, desto mehr, desto zärtlicher sagten wir: welch ein Herz! Und wenn die Liebenden jetzt neben einander sitzen, Arm um Arm geschlungen, Auge in Auge geheftet, und ich nenne den Namen Reinhard, so fahren sie aus einander, als ob ihre Liebe ein Verbrechen wäre, und sie werfen sich Beide in meinen Arm, und sagen: welch ein Herz!

Ich fühlte, so mußte ein jeder kluge Mann handeln, wie dein Sohn. Aber, welch ein Herz gehört dazu, ein solches Opfer so zu bringen! Gott segne ihn, Gott segne ihn! Und ein Mädchen, schöner als Klare, besser als Klare, schenke ihm ihre Liebe. Und wenn du ihn an dein Herz drückst, so fühle den stolzesten Triumph, der Vater eines solchen Sohns zu seyn! Nein, er kann nicht unglücklich seyn! Ich vertauschte doch das Entzücken meines Neffen gegen die stolze Ruhe, gegen den schönen Schmerz deines Sohnes. Gott segne dich, und uns Alle!

II.

Der Lohn der Treue.

Gute, treue, fröhliche Susanne, so oft ich vor deinem kleinen Laden vorübergehe, wünsche ich reich zu seyn, um dir deinen ganzen Laden auf Einmal abzukaufen; und kaufte ich ihn heute, morgen würde ich ihn wieder zu kaufen wünschen, und übermorgen wieder, bis ich auf deinem heitern Gesichte auch nicht mehr den kleinsten Zug der Sorge, deiner ehrwürdigen, deiner tugendhaften Sorge sähe. Gute Seele, möge der Himmel immer eine kleine Freude für dein genügsames Herz haben. Möge dein Herz immer muthig unter der Last deiner vielfachen Pflicht schlagen, die du auf dich genommen hast. O, möge jeder Reiche, der an deinem kleinen Laden vorübergeht, bedenken, wie viel mehr es ist, das Herz eines Menschen gewinnen, als einen schweren Haufen Goldes!

Wie du mir deine Geschichte erzähltest, da

lächeltest du über deinen eigenen Kummer, und hattest nur Thränen für den fremden. O, wie fängst du es an, so gut, so unglücklich, und doch so heiter zu seyn!

Susanne war die Tochter eines Pächters in Frankreich, nicht eines Generalpächters, sondern des Pächters von ein paar Morgen Acker und einer Strohhütte, die einsam in einem Thale ein paar tausend Schritte von dem Gute der Marquise d'Aigue lag. Ich weiß es nicht, was ihr schon in der Kindheit die zarte Bildung ihrer Seele gab. Sie wußte es selbst nicht. Wenn's nicht die unendliche Liebe war, sagte sie, die mein Vater für mich und meinen Bruder fühlte, und die tiefe Einsamkeit, in der wir lebten, und die uns zu dieser Liebe zwang. Mag es seyn! Susannens Vater kam arm hierher, und er blieb arm; denn er verstand es nicht, wie ein Bauer zu leben. Er zahlte seine Pacht, ohne zu klagen, wenn auch ein Hagelschlag seine Felder verwüstet hatte. Er trug sich wie ein Bauer, aber reinlich, und Susannen durfte es nicht an einem Bande fehlen, oder im Sommer an einem Strohhute,

dem Tische, woran sie aßen, nicht an einem reinlichen Tischtuche, und dem Essen nicht an einem Dessert, sollten es auch nur ein paar Pflaumen gewesen seyn, und so setzte Bernard nach und nach die kleine Summe zu, die er mit hergebracht hatte. Mit einem schweren Seufzer zog der Alte sein Beutelchen hervor, zahlte die Hälfte der Pacht daraus hin, legte die Hand an die Stirn, und sagte traurig: und wie denn, wenn auch nun noch das letzte fort ist? Er hob sein nasses Auge auf Susannen, und seufzte: unglückliches Kind!

Das Wort traf in Susannens Seele. Sie setzte sich unter den Birnbaum, der ihre Hütte beschattete; aber sie konnte nicht traurig seyn. Sie sann angestrengt darauf, ihrem Vater zu helfen. Sie fand die Mittel, und sie hüpfte auf und davon. Ihr einziger Bekannter war der Gärtner vom Gute. Von ihm hatte Susanne Pfropfen und Okuliren gelernt. Sie hatte auf einem Fleckchen, ein paar Ruthen groß, die schönsten Blumen stehen. Oft hatte der Gärtner davon gesprochen, wie geachtet die Blumen in der Stadt wären. Es ist ein

Gang, sagte sie. Sie trug einen Korb mit Blumen in die Stadt. Sie hatte die Blumen nach Farbe, Größe und Schönheit zusammengebunden; es war eine Freude, Susannens Blumen zu sehen. Sie verkaufte sie theuer, und schnell. Nun zog sie die schönsten, die frembesten Blumen, die sie erhalten konnte, und alle Welt in Soissons, das eine Stunde von dem Dorfe entfernt war, lauerte auf das hübsche Blumenmädchen. Susanne blieb dabei nicht stehen, wohin sie der Zufall geworfen hatte. Sie dachte über die Kunst, Blumenbouquets zu binden. Sie vereinigte den Obsthandel damit. Sie zog ihr Obst aus dem Gute der Marquise, und die Tochter hatte die Freude, im vierzehnten Jahre schon über ihres Vaters Leben die Sonne der Zufriedenheit zu verbreiten.

Die Pacht wurde richtig wieder bezahlt, und Bernard behielt sein Dessert, sein weißes Tischtuch; und Susanne hatte eine Haube, so schön hatte sie die Nichte des Pfarrers im Dorfe nicht, und schöner als ihre Haube war doch des Mädchens schlanke Gestalt, das Gesicht, das alle ihre Blumen beschämte, und schöner

als Gesicht und Gestalt war doch dies frohe Lächeln auf den Rosenlippen, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, der Ton ihrer Stimme, und der Gesang ihrer kleinen fröhlichen Lieder, die sie von ihrem Bruder lernte, der alle Jahre zwei Monate nach Hause aus Metz kam, wo er als Soldat dem Könige diente.

Die jungen Bursche im Dorfe fingen schon an, das Thal, wo Bernard wohnte, lebendiger zu machen. Susanne sah es gern, daß man ihr nachsah, sah es gern, daß über die Hecke des Gartens ein paar funkelnde Augen, die einem jungen Menschen zugehörten, sie beobachteten. Aber ihr Herz schlug froh in ihrer Brust nach wie vor. Sie versäumte keine Blume über die schwarzen Augen, die über die Hecke gafften. Sie okulirte eben so sicher, als wenn sie allein war. Sie antwortete, wenn ein junger Mensch sie anredete, der ihr im Thale begegnete; sie sang, wenn man sie darum bat; sie schenkte diesem eine Blume, jenem; aber ihr Herz verschenkte sie nicht. Sie verglich die Gespräche der jungen Landleute mit den Gesprächen ihres Vaters, und sie schüttel-

te ernsthaft das kleine Köpfchen. Es war ein gewaltiger Unterschied. Sie dachte an keinen von ihnen, wenn sie allein war. Sie sehnte sich nach nichts.

Ihr Bruder konnte sein Glück machen. Ein Mädchen liebte ihn. Die Eltern wollten sie ihm geben, wenn er vom Dienst frei wäre. Er war einer der schönsten und jüngsten Leute im Regiment. Sein Abschied war kaum zu hoffen. Der Obrist des Regiments war ein Bruder der Marquise d'Aigue. Wer wird, sagte der Vater, für uns, für dich armen Menschen reden? Er selbst! sagte Susanne, ihren Bruder mit den Augen messend. Er liebt, sagt er, unbeschreiblich; nun so wird er auch unwiderstehlich reden. Wie würde ich nicht für Sie reden können, mein Vater, und er sagte, er liebte seine Braut mehr als ich Sie.

Er darf nicht, sagte der Vater, es würde ihm Verdruß machen. Der Bruder bestätigte es.

Ich liebe dich auch, sagte Susanne fröhlich. Ich will für dich reden. Sie zog sich gut an, so gut als möglich. Sie packte ein Körbchen voll der schönsten Blumen, und so trat sie ih-

ren Gang nach dem Schlosse der Marquise an. Sie bat den Gärtner, sie bei der Marquise zu melden. Der Gärtner suchte es ihr auszureden. Aber sie bestand darauf, und man ließ sie endlich ins Eßzimmer kommen.

In der That, die Marquise war von dem Anblick des schönen Mädchens überrascht. Ein Purpur goß sich über die zarte Haut von Susannens Gesicht, da die vielen Blicke der Vornehmen sich auf sie wendeten. Die Marquise rief sie näher. Susanne trug ihre Bitte mit einer schönen Schamhaftigkeit, aber mit sehr bestimmten Worten vor. Die Marquise lächelte; sie zeigte auf einen Offizier, der neben ihr saß, und sagte: hier sitzt der Herr, mit dem du es zu thun hast, mein Kind.

Das ist unmöglich, sagte der Obrist sehr ernsthaft und abweisend; ganz unmöglich.

Susanne verlor den Muth nicht. Ich habe meinem Bruder versprochen, ihm Hoffnung mit zurück zu bringen, meinem armen Bruder. O Herr Obrist, wenn Sie so liebten, wie er. Die Gesellschaft lachte. Susanne erröthete, aber sie wendete sich an Alle: mein armer Bruder sagt,

er liebt das Mädchen unaussprechlich, über Alles, über Glück und Leben sogar; mein Vater sagt, so müsse man lieben. — Du wirst deinem Vater gehorchen, und auch so lieben, schönes Kind? fragte ein Herr.

O gewiß, sagte Susanne: das seh' ich schon voraus, daß ich eben so lieben werde, wie mein Bruder, und wenn er nun stirbt, mein armer Bruder, und mein Vater auch, Herr Obrist, und ich dazu; denn wie könnte ich meine Verwandten überleben? Bedenken sie dies!

Davon stirbt man nicht, sagte der Obrist barsch. Es ist unmöglich! Susannens Augen füllten sich mit Thränen. Sie wohl nicht, Herr Obrist, aber wir Armen haben ja nichts, als unsere Liebe. Ach, mein gnädiger Herr, wäre ich so mächtig, so reich, so vornehm, als Sie, wie glücklich würde ich seyn, wenn ich Glückliche machen könnte. O machen Sie uns glücklich! Daß Sie das können, das ist es allein, was wir in unsern Hütten Ihnen beneiden.

Die ganze Gesellschaft interessirte sich für das reitzende Geschöpf, dem die Thränen in den großen Augen so schön standen. Man legte über-

all Fürbitten für sie bei dem Obristen ein. Aber der Obrist blieb felsenhart. O, sagte Susanne mit den Accenten eines höchst schönen Schmerzes: o wenn ich nun zurückkomme, wohin soll ich meine nassen Augen wenden, daß mein armer Bruder sie nicht sieht. Ach, wir werden uns stumm einander in die Arme sinken, und trostlos sterben!

Manches Auge wurde hier naß. Die Marquise war sehr gerührt. O mein lieber Bruder, sagte sie, kannst du diesen Bitten widerstehen?

Das kann ich, sagte er aufstehend. Seine Schwester fiel in seine Arme, sie hielt ihn zurück. Er behandelte sie mit Härte; aber die Marquise kannte ihren Bruder. Sie ließ nicht nach; er wurde heftiger. Sie ließ nicht nach. Er beleidigte sie, und sie hatte den Sieg gewonnen.

Das wollte ich nicht, sagte sie betrübt, und setzte sich nieder. Du siehst, mein Kind, wir haben Beide keine Hoffnung. Der Obrist rief: nein, gar keine, und verließ den Saal. Susanne kniete vor der Marquise nieder, und ein Thränenstrom floß auf der Marquise Hände.

Ich Unglückliche! sagte sie in einem neuen Schmerze. Die Marquise streichelte dem Mädchen die Wangen. Da trat der Obrist wieder in's Zimmer. Ich habe dich beleidigt, sagte er sanft zu seiner Schwester.

Warum bat ich auch um etwas, das unmöglich war? antwortete diese. Ich hatte Unrecht, verzeihe mir.

Gute Schwester, sagte der Obrist gerührt: ich schäme mich, ich habe den jungen Leuten da ein böses Beispiel gegeben. Aber ich will es wieder gut machen. Es ist der schönste Mann im Regiment. Aber er soll den Abschied haben.

Susanne war auf den Füßen; ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten. O, rief sie mit ausgebreiteten Armen: wo ist mein Bruder. O der Glückliche, o der Gute! O daß ich fliegen könnte! O, darf ich es ihm sagen, gnädiger, guter Herr?

Du sollst ihm den Abschied mitnehmen, sagte der Obrist, wenn du mir noch einmal versprechen willst, einmal über Alles, über Tod und Leben zu lieben. Da rief Susanne, und drückte ihren Mund auf der Marquise Hand:

über Tod und Leben werde ich Sie ewig lieben. Die Marquise nahm das gerührte Mädchen in ihre Arme, und drückte einen flüchtigen Kuß auf ihre Wange. Du bist ein gutes Kind, sagte sie. Der Obrist warf sich an einen Schreibtisch. Er schrieb, er untersiegelte den Abschied. Susanne hatte ihre Fröhlichkeit wieder. Sie rief: o, was wird er sagen, wenn ich komme, wenn ich in seine Arme falle, wenn ich sage: Lies, flieg nach Metz und sei glücklich! Fort! fort! mein Bruder!

Mit diesen Worten war sie zum Saale hinaus. Alles lief an die Fenster, ihr nachzusehen. Sie drückte den Abschied tausendmal an ihre Lippen, an ihr Herz. Sie flog auf den Flügeln ihrer Liebe.

Ich habe nicht leicht etwas Reitzenderes gesehen, als dieses Mädchen, sagte die Marquise. Wer ist denn ihr Vater? ist er hier geboren?

Ein Domestik gab ihr Auskunft über Susannen. Hat sie einen Liebhaber? fragte der Obrist. So viel junge Leute hier im Dorfe sind, antwortete der Domestik. Aber ich denke,

der Vater ist kein Bauer, und das Mädchen will wahrscheinlich höher hinaus.

Man sprach den ganzen Mittag von nichts, als dem Mädchen; nur der Marquise Sohn sagte gar nichts. Und da ihn seine Mutter fragte, so antwortete er kalt: frisch, gesund, nun ja. Zur Schönheit gehört viel.

Aber der junge Mensch dachte anders, als er sagte. Bei dem ersten Eintritte Susannens, bei dem Anblicke dieser schlanken schönen Gestalt, bei dem Anblicke des schönen Gesichts war sein Herz in Bewegung gerathen. Er sah nachher nur auf die Rosenlippen des Mädchens, wenn sie sprach. Der Ton ihrer schönen Stimme drang in sein Herz. Er konnte ihr Bild nicht wieder los werden. Da stand immer vor seiner Seele das reitzende Landmädchen, das über Tod und Leben lieben wollte. Er hörte mit einer Art von Freude die Versicherung der Domestiken, daß Susanne keinen Einwohner des Dorfs liebte. Er verbarg den Keim seiner Empfindungen unter einer Art von Großmuth, mit der er sich täuschte. Der Vater ist kein Bauer,

ein Unglücklicher, den wieder empor zu helfen die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit gebietet.

Susanne kam nach Hause. Sie flog, wie sie gesagt hatte, ihrem Bruder in die Arme; aber sie konnte nicht reden. Sie gab ihm den Abschied, und ihr Bruder drückte seine Schwester an sich, umarmte seinen Vater, und flog nach Metz; denn er liebte wirklich über Tod und Leben. Susanne sah ihm fröhlich nach. Er ist glücklich, ich bin's auch! o die gütige Marquise! und sie hüpfte fröhlich an ihre Arbeit.

Aber ein paar Tage darauf ließ sich der junge Marquis im Thale sehen. Er schoß an Susannens Garten einen Vogel. Er rief Susannen über die Hecke zu, ihm den Vogel zu bringen. Susanne nahm zitternd das Thierchen auf. Sie reichte es mit einer sehr übeln Laune ihrem Herrn. Ach, gnädiger Herr, sagte sie traurig: das Thierchen hatte Junge, es war so glücklich. Die armen Jungen werden umkommen. O, was hatte das Thierchen denn Böses gethan? Sie drückte den blutenden Vogel an ihre Brust. Der Marquis sah sie an.

Dann sagte er: es jammert mich, liebes Kind; und ich verspreche dir, es soll Niemand mehr die Thierchen tödten. Du sollst die Schutzheilige der schönen Thierchen seyn.

Susanne lächelte, machte eine kleine Verneigung, und ging an ihre Arbeit.

Was mag der junge Herr auf einmal an diesem Thale gefunden haben? dachte sie nach einigen Tagen. Aber acht Tage darauf wußte sie es wohl, was er an dem Thale gefunden hatte. Aber sie lachte, wenn sie es dachte, und sang ein Liedchen, das sich mit den Worten schloß: Nein, gleich und gleich gesellt sich gut!

Nach acht Tagen fand Susanne, daß der Marquis doch ein ganz anderer junger Mensch wäre, wie die jungen Landleute, bis auf den fatalen Rang, den er hatte. Wie zärtlich war er! wie artig! wie schnell errieth er, was sie sagen wollte, was sie nur dachte! wie schön waren seine Worte. Aber, rief sie dann mit einem fröhlichen Sprunge: das hilft Alles nichts; denn gleich und gleich gesellt sich gut! Nach ein paar Tagen setzte sie mit einem kleinen Kopfnicken hinzu: Schade! Schade! daß nicht

sein Vater ein Landmann ist! Wie glücklich könnte ich werden! Aber das ist nun einmal nichts, und so muß es aus dem Köpfchen heraus, sagt mein Vater.

Armes Kind, siehst du denn nicht, daß der junge, schöne, feine Mann sich auch in dein Herzchen drängt? Wer wird ihn da herausschaffen? Daran dachte Susanne nicht. War es denn etwas Uebles, daß sie um die Zeit, da er zu kommen pflegte, den Strohhut recht hübsch setzte, ein wenig schief, wie er sie am besten kleidete, und daß sie dann sich etwas außer dem Garten zu schaffen machte, wohin ihr Vater nicht kam, und wohin der Marquis sich jedesmal richtig zu finden wußte, auch wenn sie so still wie ein Mäuschen war? War es denn etwas Uebles, daß sie sich, wenn er sie bat, er hätte ja nur befehlen dürfen, daß sie sich neben ihn auf den Rasen setzte, und eine halbe Stunde mit ihm plauderte? Sie ließ ja zwischen sich und ihm allemal noch eine Hand breit Rasen, und wurde sie nicht jedesmal im Ernst böse, wenn er sie nur das schönste Mädchen nannte? Dann sagte sie: wer schmeichelt, will betrü-

gen. Daß sie es ihrem Vater verschwieg? Mein Vater ist ein weiser Mann, sagte sie, aber der Himmel vergebe es ihm, daß er so böse von den jungen Mädchen denkt. Wie schwach hält er unsere Herzen! Und ich muß doch am besten fühlen, wie stark ich bin. Ich weiß ja wohl, daß ich ein armes Landmädchen, und Er unser gnädiger Herr ist. Armes Ding! Der kalte Schnee ihres Herzens schmolz, ohne daß sie es wußte, unter dem warmen Hauche seiner Seufzer, unter der Flamme seiner Blicke, dahin.

Wenn er einmal einen Tag lang ausblieb, so konnte sie die Unruhe, die schmerzliche Sehnsucht nicht begreifen, die ihr keine Ruhe ließ. Ihr wurde ängstlich dabei. Bin ich nicht ein kleines, albernes Ding! Ich bin daran gewöhnt, daß er kommt. Und sagt nicht mein Vater, daß alles Ungewöhnliche unruhig macht? Wie er sonst kam, war ich unruhig; jetzt, wenn er nicht kommt.

Der Marquis war in der That ein junger edler Mensch. Er suchte das hübsche Bauermädchen wieder auf, um ihr Gutes zu thun.

Aber mit jedemmale, daß er Susannen sah, fand er sie liebenswürdiger. Er folgte dem Zuge seines Herzens, ohne über das Ziel, wohin er ihn führen könnte, nachzudenken. Er liebte das Mädchen schon, da er noch immer dachte, es sei nur das Wohlwollen, das die Unschuld, der Geist, die Tugend, in jedem Stande fodern könnte. Er fand denn doch, daß er für den guten Namen des Mädchens zu oft hinging, und der Entschluß, seltener hinzugehen, den er nicht einmal drei Tage lang halten konnte, machte ihn über die Art seiner Empfindung gegen Susannen unruhig. Er fühlte, daß er das Bauermädchen liebte; aber er fühlte auch, daß sie die Liebe jedes Mannes verdiente. Er lernte den alten Bernard kennen, und nun sah er, wie die Tochter, von diesem Vater erzogen, in der Einsamkeit erzogen, so frei von den Fehlern ihres Standes hatte bleiben können. Sie ist nicht die Tochter eines Bauern; denn Bernard ist kein Bauer. Er erträumte sich einen Roman, um nur das Recht zu haben, mit Susannen in Verbindung zu bleiben. Aber er hörte von Susannen, daß ihr Vater in seinem

Stande geboren sei, daß aber sein Oheim, ein Geistlicher, ihn erzogen hätte.

So verschwand der Traum, auf den seine Liebe sich gestützt hatte. Aber er verschwand zu spät, denn er fühlte, daß er Susannen ewig lieben würde. Lieben? verführen? Er schauderte zurück. Aber er hatte die Unruhe bemerkt, die Susannens Herz fühlte. Er ahnete, daß ihr Herz seine Empfindungen theilte. Verführen? betrügen? Pfui! Aber wenn dieses reitzende Geschöpf mich liebt; wenn ihr Geist frei genug ist; wenn ihre Liebe stolz genug ist, über den Mangel einer Formalität wegzusehen; wenn sie groß genug dächte, mein Herz zu nehmen, mit der Liebe des Mannes sich zu begnügen, mit dem schönen Eide, den die heiligste Liebe ihr vor dem Altare der Natur schwüre, zufrieden zu seyn; wenn dieses Mädchen, das sich so kräftig über ihren Stand erhebt, über ihre Erziehung; — denn bei Gott! diesen Geist konnte ihr Vater nicht wecken, wenn er nicht da war — wenn dieses Mädchen stolz genug wäre, Alles zu verschmähen, was die Liebe, was die Natur nicht giebt: o, so wäre sie mein! die ewi-

ge, heiligste Treue sollte mit mir an dem Altare der Liebe, der Natur stehen. Ich würde sie reiner lieben, um dieses stolzen Opfers willen. Betrügen will ich sie nicht. Frei wollen wir Beide in den Tempel der Natur, und der Liebe, und der Treue treten, und diese Hand fasse dann nie die Hand eines andern Weibes!

Diese Vorstellungen füllten sein Herz mit Ruhe an. Die Begeisterung der Liebe schien ihm die Begeisterung der Tugend. Sie gaben ihm Muth, dem reitzenden Mädchen näher zu treten; aber er sagte ihr nicht, was er dachte. Er gestand ihr nicht einmal seine Liebe. Nur sein Auge voll Ehrerbietung und Zärtlichkeit, nur der zärtlichere Ton seiner Stimme, die Begeisterung, die er Susannen zeigte, sagten ihr seine Liebe.

Susanne sah sein verändertes Betragen. Ihr Herz sagte ihr nur mit einem halben Triumphe, daß sie geliebt war; denn sie war schon vorher entschlossen gewesen, sobald sie das sähe, sich zurückzuziehen. Ach! sie wußte nicht, daß ihr eigenes Herz sie schon verrathen hatte. Sie wurde kälter, zurückhaltender, je zärtlicher

er wurde. Sie hatte den Muth, seiner Liebe, aber sie hatte den Muth nicht, seinem Schmerze darüber zu widerstehen. d'Aigue beklagte sich so sanft über den Verlust ihrer Freundschaft, ihres Vertrauens; er beklagte sich so bescheiden, und doch so innig, daß sie jetzt ihn so selten sähe. Er nannte die Stunden, wo er bei ihr war, die einzigen Stunden seines Lebens, und ihre Freundschaft seinen Stolz.

Es kam zu Erörterungen, zu kleinen Zwisten. Susanne wollte brechen. Susanne suchte den Zwist; der Zwist führte zu den Erklärungen seiner Liebe. Darauf hatte Susanne eben gewartet. Das sollte der Zeitpunkt seyn, wo sie auf ewig von ihm scheiden wollte, und ehe sie sich es versah, lag sie an des Marquis Brust, und das Geständniß ihrer Liebe war ihren Lippen entflohen. Der Marquis ging, und Susanne kam aus ihrer Begeisterung zurück.

Sie sah dem Geliebten kopfschüttelnd nach, bis er verschwunden war. Sie legte die Hand auf das pochende Herz, und sagte: o mein Vater hat mir es voraus gesagt, wie schwach das Herz ist. Aber er hat mir nicht gesagt,

wie süß, wie bezaubernd die Liebe ist. Nein, mein Vater muß Alles wissen, denn nun weiß ich, ich könnte ihm nichts abschlagen, so viel er auch foderte.

So saß sie und überlegte, das Köpfchen in die Hand gestützt, das Herz voll Unschuld und Reue, die Augen voll Thränen, und das Gesicht voll Unruhe. Ihr Vater war nicht zu Hause. Er kam erst den andern Tag von Metz zurück, und d'Aigue wollte den Abend kommen. Sie erwartete den Marquis an der Thüre ihres Hauses, in dessen Nähe ein junges Mädchen, ihre Gesellschafterin, war. Sie ging ihm mit dem Muthe des festen Entschlusses entgegen. Sie lieben mich, Herr Marquis, sagte sie: ich liebe Sie. Ich fühle, daß ich nicht Unrecht thue, Sie zu lieben. Aber ich bedarf eines Vertrauten, der mir sagt, ob ich gefehlt habe, ob ich in Gefahr bin, zu fehlen; und das soll mein Vater seyn.

Der Marquis erschrak. Er wendete Alles an, Susannen das auszureden. Susanne zeigte dem Marquis Mißtrauen. Er lenkte ein. Nicht darum, liebste Susanne, weil ich einen

Aufseher fürchte; gewiß nicht darum. Aber dein Vater, liebes Mädchen, ist ein alter Mann; die Alten verstehen unsere Herzen nicht, und darum sind sie die Feinde unserer Liebe.

Mein Vater gewiß nicht. Er verstand meines Bruders Herz. Er war entzückt über das Entzücken meines Bruders.

Das meine ich nicht. Aber deine Liebe, meine, wird kein Greis billigen. Frage doch dein eigenes Herz.

Ich denke auch alt zu werden, Herr Marquis, und so müßte ich ja im Alter meine Jugend bereuen. Ich frage meinen Vater, und jetzt gewisser als je. Denn wenn mein Herz etwas billigen kann, was die lange Erfahrung eines Greises für Unrecht erklären muß, so hätte ich längst seines Rathes bedurft.

d' Aigue beschwor sie, flehete sie an, nur noch einige Tage lang die Ausführung ihres Entschlusses aufzuschieben.

Nein, nein, sagte Susanne. Ich muß es ihm sagen; denn er sagt, das ist gewiß halb Unrecht, was du dich scheust, einem ehrlichen

Manne zu sagen. Der Marquis war in Verzweiflung, indeß er mußte sie verlassen. Sein letztes Wort war die Wiederholung seiner Bitte. Jetzt erst fing Susanne an, recht zu überlegen. Sie sah halb und halb voraus, was ihr Vater ihr sagen könnte, welche Vorwürfe sie zu erwarten hätte. Sie fand auf einmal vor sich den Abgrund, in den ihre Liebe sie hätte stürzen können. Sie bedurfte jetzt kaum des Rathes ihres Vaters. Aber, sagte sie, ich will ihn dennoch fragen, sogleich wenn er da ist; wer steht mir dafür, daß ich nicht noch einmal schwach seyn werde?

Sie warf sich unruhig auf ihr Lager. Aber sie änderte den Entschluß nicht, ob ihr gleich am andern Morgen Manches weniger gefährlich vorkam, als den Abend vorher. Gut, wenn ich stark genug bin, mir selbst zu helfen. Aber wissen soll mein Vater Alles; und sie nahm ihren Sonnenhut, ein Körbchen mit Obst, und so ging sie ihrem Vater entgegen.

Der Alte kam aus dem Holze hervorgeschritten, und Susanne flog in seine Arme.

Er sah die Verlegenheit auf ihrem Gesicht. Er fragte sie, und sie warf sich vertrauenvoll an seine Brust. Sie fing an, ihm zu erzählen.

Der Alte hörte erst lächelnd, dann ernsthafter, dann mit Kopfschütteln zu. Seine Miene wurde nicht hart; nur kummer- und mitleidenvoll. Sie erzählte ihm die gestrige Unterredung mit dem Marquis. Der Vater reichte ihr die Hand, wie sie fertig war. Was denkst du, Susanne, fragte er: was ist die Absicht, die der Herr Marquis mit dir hat. Die Frage machte Susannen bestürzt. Sie hatte sich die Frage nie recht deutlich beantwortet. Er liebt mich! sagte sie beschämt.

Hat er dir gesagt, daß er dich heirathen will? fragte der Alte weiter. Sie besah ihre Finger statt der Antwort.

Möchtest du des Marquis Beischläferin seyn? fragte der Alte mit einem strengen Gesicht.

Lieber tausendmal den Tod! rief Susanne voll Abscheu.

So denke ich auch, sagte der Alte: lieber tausendmal den Tod will ich leiden, als meiner Tochter Schande sehen. Aber wenn er dich

nicht heirathen kann, was anders will er denn? was anders kann er wollen als das letzte?

Susanne wurde nachdenkend. Sie ging schweigend neben dem Vater her. Er schwieg auch. So kamen sie zu Hause.

Aber wär's denn gar nicht möglich, Vater, daß der Marquis mich heirathen könnte?

Er könnte den Willen haben, Susanne, wenn er dich recht liebt, und ein ehrlicher Mensch ist; aber würden die Mutter, die Schwestern dich aufnehmen, Alle, die den stolzen Namen d'Aigue führen? Würde dich der hohe Adel des Reichs, zu dem er gehört, in seinen Schooß aufnehmen? Würde nicht Mutter und Verwandte die Klage über die Narrheit des Marquis vor den Thron bringen? Und wenn er dennoch dich heirathete, möchtest du der Abscheu deiner Schwiegermutter, deiner Schwägerinnen, deiner Verwandten, des Adels, der Spott aller Bürger und Bauern seyn? Möchtest du?

Lieber tausendmal den Tod, Vater!

Möchtest du, wenn er im Alter dächte wie seine Mutter, — und warum sollte er nicht

so denken? ist denn seine Mutter nicht eine gütige, sehr menschliche Frau? — möchtest du der Gegenstand seiner Reue, die Ursach seines Unmuths seyn?

Lieber tausendmal den Tod, sagte Susanne mit einem Strome von Thränen. Aber doch fühle ich, es ist Unrecht, daß Menschen Menschen verachten; denn ich habe ein Herz wie er, wie seine Verwandte.

Mit diesem Herzen sei zufrieden, Susanne. Weine an meiner Brust, mein Kind; du bist unschuldig. Er ist schuldig.

Nein, mein Vater, er ist unschuldig wie ich. Er liebt mich! gewiß er liebt mich.

Es lieben dich mehr Männer; aber er wollte dich erniedrigen, oder er wollte dich dem Hasse aller Menschen Preis geben. Nennst du das Liebe? Susanne machte noch einige Einwürfe, die der Vater mit Ruhe beantwortete.

Ich weiß, sagte sie zuletzt, was ich soll; aber ich werde unglücklich seyn, mein Vater. Denn ich liebe ihn über Leben und Glück.

Aber nicht über Tugend und Gewissen:

Du wirst unglücklich seyn; aber unschuldig. Was möchtest du lieber, Susanne?

Sie fiel ihrem Vater um den Hals, und rief: unschuldig!

So sprich ihn heute zum letztenmale! Oder soll ich ihn sprechen?

Der Marquis kam. Mit ungewissen Schritten kam Susanne auf ihn ein; ihr Herz pochte ungestüm, ihre Wange war blaß, ihr Auge verweint. Der Marquis stürmte mit den zärtlichsten Liebkosungen auf sie ein. Sie sagte ihm, daß sie ihn zum letztenmale sähe. Du wirst mir das Herz brechen, sagte er, ihre Hand fest auf sein Herz drückend. Mein's ist gebrochen, sagte sie schluchzend; aber meines Vaters Herz darf ich nicht brechen, und ihrer gütigen Mutter Herz nicht, die — die — o Gott! — meinen Bruder glücklich machte. Nein, nein, ich liebe Sie; diese Liebe kann mich unglücklich machen, aber undankbar nicht. Diese neue Idee der Dankbarkeit, die sie, die ihr Bruder der Marquise schuldig war, füllte Susannens Herz mit Muth, mit Ruhe sogar. Sie verwarf alle Anerbietungen des Geliebten,

sie nahm ihm alle Hoffnungen. Daran habe ich nicht gedacht! O, wie konnte ich das je vergessen. Sie riß sich aus seinen Armen, sie rief: leben Sie wohl! und floh nach Hause in ihres Vaters Arme. Ich bin glücklich, sagte sie in einer schönen Empfindung des Opfers, das sie gebracht hatte. Die Mutter machte meinen Bruder glücklich, und ich, ich hätte ihr bald den Sohn geraubt.

Daran wollte ich dich nicht erinnern, sagte Bernard mit Ruhe. Ich wußte, du würdest es nie vergessen, was du der Mutter des Marquis schuldig bist. Die erfüllte Pflicht macht, wenn auch nicht glücklich, doch geduldig und standhaft, und das ist schon viel, mein Kind.

Der Marquis ging nicht ganz hoffnungslos von Susannen. Er hoffte, die Liebe sollte Susannen nach und nach zu ihm zurückführen. Aber er hoffte vergebens. Susanne war nie allein, immer in Gesellschaft ihres Vaters. Er schrieb an sie. Sie gab die Briefe ihrem Vater, und beantwortete keinen. Sie kämpfte täglich mit ihrer Liebe; aber das Vertrauen, womit sie ihrem Vater alle ihre Gedanken,

Träume, Wünsche, Plane sagte, stand wie ein guter Genius ihr zur Seite, und half ihr siegen. Ach, sie hätte hundertmal der Versuchung unterlegen, ihn zu sprechen, wenn er im Thale umher schlich; aber sie sagte ihrem Vater: er ist da! dann nahm der Vater die Tochter in die Arme, und sagte: daß dein Bruder jetzt an dem Herzen eines treuen Weibes das höchste Glück seines Lebens fühlt, das haben wir der Mutter des Marquis zu danken. Und Susanne legte sich inniger, fester an ihres Vaters Brust, und daß ich, daß ich, fuhr der Alte fort: mit einem Stolze, den kein d'Aigue fühlt, dich an meine Brust drücke, das dank' ich dir! Und Susanne hob sich empor, und sagte ruhiger: so soll es bleiben!

Der Marquis liebte Susannen wahrhaft. Die Festigkeit, womit Susanne jeden Versuch vereitelte, sie zu sehen, brachte ihn in Verzweiflung, und erhöhete die Achtung gegen den Charakter des Mädchens. Er machte einige schwache Versuche, sie zu vergessen; aber es war ihm unmöglich. Nun nahm er zu allen möglichen Listen seine Züflucht, Susannen einmal zu über-

raschen. Es gelang. Susanne, von ihrem Vater auf diesen Fall vorbereitet und aufmerksam gemacht, wie unwürdig jede List sei, sie wider ihren Willen zu sprechen, Susanne sagte: Sie lassen mich fühlen, Herr Marquis, daß Sie hier Herr sind. Das habe ich sonst nicht befürchtet. Die Liebe, sagten Sie mir selbst, hätte uns gleich gemacht.

Ich lasse Sie fühlen, Susanne, daß es mir unmöglich ist, ohne Sie zu leben. Er warf sich ihr zu Füßen. Susanne sah ihn einen Augenblick lang an. Er war in der Kleidung eines Landmanns. O zu reitzender Anblick! Sie fühlte ihr Herz schwach werden; es schmolz unter seinen Thränen. Sie wendete das Gesicht von dem gefährlichen Anblicke ab; ihr Blick fiel auf die Bank vor ihrer Hütte, wo sie so oft mit ihrem Vater saß. Die ehrwürdige Gestalt ihres Vaters stand neben ihr; sie hörte sich das Wort: fasse Muth! zuflüstern. Sie sah den Marquis an. Wenn Sie, sagte sie ruhig, aber diese Ruhe kostete ihrem Wesen alle Kräfte, wenn Sie den Wunsch meines Vaters, die Ruhe seiner Tochter nicht zu stören nicht achten,

so muß ich Ihre Mutter um ihren Schutz ersuchen.

Wie? rief er aufspringend mit wilden Blicken: den Schutz eines Menschen gegen mich? gegen mich, der ich dich mehr liebte, als irgend ein Wesen in der Natur ein anderes lieben kann? O geh, du hast mich nie geliebt. Das wußte ich nicht, das nicht! O, du treuloses Wesen! Sie war meine Welt, mein Alles, ich ließ um sie Rang, Reichthum, Verwandte, Vaterland; in einen andern Welttheil wäre ich mit ihr geflohen. O, ich liebte die unbeständige Seele, ich liebte sie, und wenn ich sie zu sehen wage, so ruft sie den Schutz ihrer Feinde gegen mich an! Susanne! O Susanne!

Susannens Seele rang mit einer gänzlichen Ermattung. Ihr Wesen zerfloß in Liebe und in Ohnmacht. Sie machte den letzten kümmerlichen Versuch, sich selbst fest zu halten. Sie zwang ein Lächeln hervor. Er sah es, er verstand es in dem Zorne seiner Liebe nicht. Du lächelst? rief er noch zürnender. Du lachst bei dem Schmerze eines betrogenen Herzens, du verhöhnst die Verzweiflung eines Unglücklichen?

O, so habe ich dich verkannt. So hat sich dein Herz nie über deinen Stand erhoben!

Diese Worte gaben Susannen etwas Stärke wieder. Ihr Vater hatte ihr oft gesagt: der Marquis hat deinen Stand nicht vergessen. Laß ihn in eine Empfindlichkeit über dich gerathen, und sogleich wird er wissen, wer du bist. Das fiel Susannen bei, da er in dem nichtsachtenden Zorne der Liebe ihr den Stand vorwarf. Sie wurde wieder ernst, und sagte: ich werde den Schutz Ihrer Mutter aufrufen, wenn Sie noch einmal meine Ruhe stören. Die letzten Worte schwankten schon wieder in zärtlichen Tönen. Sie konnte nichts mehr hinzusetzen, was die harten Worte gemildert hätte. Sie drehete sich um, ihre Thränen zu verbergen, die sie über ihre eigene Härte zu vergießen anfing. Sie ging ein paar Schritte, langsam; sie vermuthete, der Marquis würde sie aufhalten. Aber er stand, die Hände verschränkt auf der Brust, erstarrt vor Zorn, entschlossen, die Unwürdige nie wieder anzusehen, auf einer Stelle, und so mußte sie, langsam zwar, aber doch nach Hause gehen. Dieser langsame Gang kam

ihm wie ein übermüthiger Triumph vor, den sie ihm zeigen wollte. Er wußte nicht, daß sie alle Kräfte anwenden mußte, um nicht bei jedem Schritte niederzusinken. Wie sie die Thüre öffnete, schlug er ein wildes Lachen auf, und ging rasch und stürmend in das Gebüsch zurück.

Susanne sank auf eine Bank, und nun brach der Schmerz unaufhaltsam aus ihrer Seele hervor. Sie hatte ihn nun verloren, und er, er haßte sie, er verachtete sie, er hielt sie für treulos, sie, deren Herz um ihn gebrochen war.

Des Marquis Verzweiflung, die Unruhe seiner Seele, das Treiben aller seiner Kräfte war dem beobachtenden Mutterauge nicht unbekannt geblieben. Was ist ihm? Sie gab einem, in ihrem Hause altgewordenen treuen Bedienten den Auftrag, ihren Sohn im Auge zu behalten. Dieser verfolgte ihn unablässig. Er sah seine häufigen Besuche des Thales, wo Susanne wohnte; aber er sah Susannen nicht. Aber an diesem Tage war er Zeuge der Scene zwischen Susannen und seinem Herrn.

Er gab der Mutter Nachricht. Er hatte den Marquis vor Susannen auf den Knieen gesehen. Die Mutter erschrak heftig; aber sie bedachte die Stärke der jugendlichen Leidenschaft, und so ließ sie sich die Zeit, erst wieder vollkommen ruhig zu werden. Dann ließ sie ihren Sohn rufen. Sie redete mit ihm wie eine Frau, die das Herz kennt, wie eine besorgte Mutter. Der Sohn stand anfangs erstarrt da vor der Mutter. Dann hätte er gewünscht, sie möchte in einen heftigen Ton fallen, um das Recht zu haben, seine Leidenschaft nicht mit Gründen vertheidigen zu müssen. Das eben war's, was die weltkluge Mutter vermeiden wollte.

Sie gab ihm zu, daß das Mädchen liebenswürdig wäre, daß ein junger Mensch recht wohl eine Art von Leidenschaft für sie fühlen könnte. Aber, mein Sohn, setzte sie sanft, seine Hand nehmend, hinzu: ist die Leidenschaft der Beweis des Rechts, so ist jedes Verbrechen gerechtfertigt, der Verführer der Unschuld ein ehrlicher, nur ein unglücklicher Mann; so haben die ehrwürdigen Banden der Ehe keine Schutz-

wehr mehr, so hat der Mörder, der mit blutgierigen Augen seinen Feind aufsucht und erschlägt, mehr Beweise der Rechtmäßigkeit seiner Handlung als du, weil der Haß stärker entflammt als die Liebe.

Wo ist das Unrecht, das ich thue? fragte er lächelnd.

Ich weiß, was du sagen willst. Gut, mein Sohn, nur die Leidenschaft beweis't nichts, gar nichts. Was nicht recht, was nicht anständig, was nicht klug ist, kann keine Leidenschaft recht, anständig und klug machen. Das allein will ich sagen. So antworte: wenn du die Tochter dieses ehrlichen Landmanns nicht liebtest, wenn also die Leidenschaft aus dem Spiel bliebe, wie sie bleiben muß, — denn rede, mein Sohn, kannst du den Mann achten, der eine Leidenschaft für die Güte seiner Handlung anführte? — wenn du dieses reitzende Bauermädchen nicht liebtest: würdest du es für Recht, für anständig, für klug halten, sie zu heirathen? Nun rede?

Ohne Liebe würde ich gar keine Verheirathung für Recht halten.

Du willst mir ausweichen, und das sollte

kein Sohn der Mutter. Wenn du nicht liebtest, so könntest du es dennoch für Recht halten, deinen Verwandten zu Liebe, ein Mädchen von deinem Stande, von deinem Alter, von Bildung des Geistes und des Körpers zu heirathen. Rede: würdest du ohne Liebe ein Bauermädchen heirathen? Antworte entscheidend. Er sagte nein! Warum nicht? mein Sohn, warum nicht? fuhr sie fort: der Grund liegt klar da, weil die Klugheit, der Anstand, die Achtung, die du deiner Familie schuldig bist, die Einigkeit, der Frieden, in dem du mit deiner Familie fortleben mußt, weil es der tödtliche Schmerz deiner Mutter, den du über ihr Herz bringen würdest mit einer solchen Heirath, dir es verbieten, weil du ein Sohn, ein Bruder, ein Edelmann bist, weil du ein Mensch, ein Mann bist. Nun aber: ist Recht denn zuweilen Unrecht? Darfst du deine Mutter ermorden? Klugheit Thorheit schelten? deiner Verwandten Haß gegen dich erregen? das Gelächter der Welt auf dich ziehen? weil du, ein Mann, dich zu schwach fühlst, die Kette einer vergänglichen Leidenschaft zu zerbrechen?

Einer vergänglichen Leidenschaft? das ist's eben, das ist's! Sie kennen die Liebe nicht, die ich fühle.

War ich nicht auch jung, mein Sohn? Kannst du unter tausend Eheleuten, die nach zehn Jahren, nach fünf Jahren die innigste Freundschaft, ein zärtliches Wohlwollen für einander fühlen, aber nichts mehr von der Liebe, die du meinst, die sicher herausfinden, die sich geliebt haben, wie du liebst, und die der Befehl der Eltern, der Vortheil, die Klugheit, der Anstand mit einander verband? Ich bin fertig, mein Sohn. Ich habe dich geboren; das würde mir am wehesten thun, wenn ich sagen müßte, ich habe einen Sohn, der kein Mann ist, der Alles auf's Spiel setzt, selbst das Leben einer Mutter, wie ein Wilder, der dem Trunke nicht widerstehen kann, ob er gleich vorher weiß, er wird im Rausche der Mörder seiner Freunde, seines Weibes, seiner Mutter werden.

Daß dein Reichthum, dein Rang, fuhr sie fort nach einer Pause, in der sie ihn sehr ernst betrachtet hatte, ein Mädchen blendet, das, wie

jeder Arme den Reichthum, für das einzige Gut hält, ist natürlich.

O Mutter, Sie verkennen auch dieses Mädchen. Sie liebt mich, aber ich bin abgewiesen.

Abgewiesen? wie, mein Sohn, du hast doch nicht etwa Angriffe auf des Mädchens Unschuld gemacht?

Ich habe ihr meine Hand geboten, und bin abgewiesen?

Abgewiesen? im Ernst abgewiesen? Und du bist geliebt? Wie habe ich das zu verstehen?

Abgewiesen, abgewiesen! das ist eben meine Verzweiflung. Abgewiesen, weil, weil — sie denkt, wie Sie; weil sie nicht undankbar gegen meine Mutter seyn will, die ihren Bruder glücklich machte; weil sie zu stolz ist, etwas von der Hand eines Mannes zu nehmen, was sie nicht wiedergeben kann.

Dann, mein Sohn, wäre das Mädchen auf mehr stolz als wir. Und der Vater weiß deine und ihre Liebe?

Er weiß Alles, ich habe ihm geschrieben. Er schrieb mir zurück: Ich liebe meine Tochter und achte Sie zu sehr, als daß ich je auf An-

träge antworten könnte, wobei Reue, Schuld und Unglück gleich groß seyn würden.

In der That, die Familie wird mir ehrwürdig. Das ist kein Bauer, unmöglich, es ist kein Bauer.

Er ist der Sohn eines Bauern, meine Mutter, bei einem Verwandten, der ein Geistlicher war, erzogen. O meine Mutter, ist denn die reinste Tugend nicht so viel werth, als die unsichern Pergamente einer alten Familie?

Tausendmal mehr, mein Sohn; wer fühlt das nicht? Aber wären sie die Tugendhaften, wenn du je eine andere Antwort von Vater und Tochter erhalten könntest? Und hat mein Sohn — hier umarmte sie ihn mit einer mütterlichen Begeisterung — nicht eben den ehrwürdigen Menschenstolz, den dieses Mädchen, dieser Vater hat? Jetzt bin ich ruhig, mein Sohn. Ich weiß, was du thun mußt, und was du thun wirst.

Aber doch war die Mutter nicht so ruhig, als sie vorgab; denn noch immer blieb ihr der Zweifel, ob es nicht eine feine List Bernards sei, ihren Sohn immer fester zu verstricken, be-

sonders da sie aus der Erzählung ihres Sohns mit Gewißheit schließen konnte, wie zärtlich er von Susannen geliebt war. Sie gab ihrem Sohn einen Auftrag, der ihn einige Tage von dem Dorfe entfernte, und nach ein paar Tagen ging sie selbst, unter einem sehr natürlichen Vorwande, in die Gegend, wo Bernards Hütte stand. Bernard empfing seine Gebieterin mit der Ehrerbietung eines Unterthans, aber mit der gleichmüthigen Ruhe eines Mannes. Bernard heißt Ihr? fragte sie. Bernard? wie ist mir denn? habt Ihr einen Sohn, der in Metz unterm Militär war? Und eine Tochter?

Das bin ich, meine gnädige Frau. Sie haben uns nicht ganz vergessen, aber wir, wir werden nie aufhören, für Sie zu beten.

Wo ist Eure Tochter? Sie war es doch, die bei mir war, für ihren Bruder zu bitten. Auch Ihr, Bernard, redet anders als gewöhnlich die Landleute. Oder seid ihr nicht für diesen Stand geboren?

Für diesen Stand, und in diesem Stande, Frau Marquise. Meine Tochter war es, wel-

che die Gnade hatte, Sie zu sehen. Jetzt ist sie nicht mehr hier. Gestern ist sie abgereist.

Wohin ist sie? Bernard verbeugte sich tief. Ich habe Ursach, den Aufenthalt meiner Tochter zu verschweigen.

Wie denn so, Bernard? In der That, ich fange an, mich für Euer Wohl zu interessiren. Warum? Ihr seid unzufrieden mit ihr?

Sie ist ein gutes Kind. Aber erlauben Ew. Gnaden mir, über diesen Punkt zu schweigen.

Die Marquise machte noch einige Anspielungen, und sie bewunderte die einfache Großmuth Bernards, der sich aus einer Handlung, die ihr so viel gelten mußte, kein Verdienst bei ihr machte. Sie beobachtete ihren Sohn. Sie sah recht wohl, daß er den Aufenthalt Susannens auszukundschaften suchte. Er ließ sie bei ihrem Bruder in Metz suchen; aber sie war nicht da. Sie war verschwunden.

Der junge Mensch ging tiefsinnig umher. Der schwermüthigste Gram lag auf seinem Gesichte; nach ein paar Monaten bat er seine Mutter, daß er Seedienste, für die er von sei-

nem Vater bestimmt war, thun dürfte. Sie ist und bleibt verschwunden, sagte er: und ich fühle, ich werde sie ewig lieben. Lassen Sie mich in einen andern Welttheil gehen, ich will sehen, ob ich dort die Ruhe wieder finden kann, die mir hier geraubt ist. Er ging nach Marseille, auf das Schiff eines Verwandten, das nach der Levante bestimmt war.

Während der Zeit war die Revolution ausgebrochen. Stolz und alte Rechte empörten sich gewaltsam gegen die wilden Eingriffe der gedrückten Stände. Das ganze Reich war in wildem Aufruhr. Der Marquis kam auf das Gut seiner Mutter zurück. Die meisten Marineoffiziere hatten den Dienst und das Reich verlassen. Er fand auch Alles auf seinen Gütern in Gährung. Sein erster Gang war zu Bernard. Der Greis war schwach geworden. Der Marquis erwähnte Susannens nicht, auch der Vater schwieg davon. Man wußte ihren Aufenthalt nicht. Der Marquis sah mit einer Art von Ruhe den raschen Schritten der Nationalversammlung zu, die das ganze Feudal-

wesen zerstörten, und die Gleichheit aller Bürger Frankreichs proklamirten.

Er brachte ihn der Hoffnung näher, Susannen wiederzusehen. Die Mutter sah, welch einen Eindruck das Alles auf ihren Sohn machte. Sie wurde unruhiger, je zufriedener ihr Sohn wurde. Er ging zu Bernard. Er bat ihn, ihm den Aufenthalt seiner Tochter zu sagen. Denn jetzt, Bernard, bin ich, was Ihr seyd, Bürger. Die Nationalversammlung hat mein und Susannens Geschick entschieden.

Die Nationalversammlung kann nicht über mein Gewissen entscheiden, gnädiger Herr. Der Marquis brachte den Aufenthalt der Tochter nicht heraus, und er gerieth auf's neue in Verzweiflung. Die Mutter erfuhr von dem Sohne selbst die Standhaftigkeit Bernards und seiner Tochter, und sie mußte doch die Tugend dieser Menschen ehren. Wären sie Alle so, wie gern wollte ich mit ihnen den Rang theilen, den sie mir entrissen haben, seufzte sie.

Aber nun verbreiteten sich immer weiter von der Hauptstadt Gewaltthätigkeit, Habsucht, Neid

und Grausamkeit. Das Blut der edelsten Bürger floß in Strömen. Auch der junge Marquis wurde angeklagt, als habe er das Schiffsvolk zur Meuterei gegen den Willen des Vaterlandes aufgehetzt. Er wurde in Paris bei dem blutgierigsten aller Gerichte, dem Revolutionstribunal, als verdächtig angeklagt. Nur die schnellste Flucht konnte ihn dem Blutgerichte entziehen. Er floh in der Kleidung eines Landmanns. So ging er mehrere Tage unerkannt und unbefragt weiter der Gränze zu. Er hatte die Dörfer vermeiden können; er suchte nur einzelne Wohnungen auf, oder die Hirten auf den Feldern, denen er ihre Lebensmittel abkaufte. Aber nun mußte er nothwendig durch ein Dorf, um über die Brücke eines Flusses zu kommen. Er sah am Eingange ein Licht, das Zeichen der Wache von Garden. Zweifelhaft stand er lange an. Endlich, des umherschweifenden Lebens müde, ging er gefaßt auf das Dorf zu. Eine Nationalgarde trat vor, sagte: halt! Wer bist du? Gieb den Paß. d'Aigue zog seinen Paß hervor. Der Garde leuchtete ihm mit der Laterne in's Gesicht, erschrak, sagte leise und

zitternd: Gott im Himmel! Herr Marquis, Sie sind's?

Was Marquis? was plauderst du, Bürger? fragte d'Aigue mit breitem Tone, in Platt-Französisch.

O still, still, um Gotteswillen still, Marquis d'Aigue, sagte der Garde, seine Hand drückend. Still, daß niemand von den Andern erwacht; denn vielleicht sind Sie gerettet, oder wir sterben zusammen. Sehen Sie dort den Haufen Reisig an dem Häuschen? dahin verbergen Sie sich, bis ich abgelös't bin. Schnell! und geschwiegen! Der Marquis flog und verbarg sich in dem Reisig. Nach einer halben Stunde wurde abgelös't. Der Garde kam an dem Reisighaufen vorbei. Schnell! flüsterte er leise, schnell! mir nach! still! Er führte ihn schweigend nach einem Häuschen. Er schloß die Thür auf. Er führte ihn im Finstern eine Treppe in die Höh; dann rief er jemanden. Still! still! Nun kam, der gerufen war, mit Licht. Gott! es war Susanne, Susanne in dem Reitze der jugendlich aufgeblühten Schönheit. Schwester, sagte der Nationalgarde: ich

habe nicht einen Augenblick mehr, ohne Verdacht zu erregen; hier ist mein Wohlthäter, verbirg ihn, ich muß fort! den Marquis d'Aigue.

Er war zur Thür hinaus, und Susanne und der Marquis standen gegen einander über, als träumten sie. O Susanne, rief der Marquis, so ist er endlich gekommen, der selige Augenblick, wo ich dich wiedersehe. Und nun, nun, o Gott! nun! Nun bist du mein! nun auf ewig mein! O Susanne, soll ich deine Stimme nicht hören? Warum erbleichst du? warum zitterst du? Bin ich dir jetzt arm, elend, unglücklich genug? verachtet genug? Sieh, ein Flüchtling, ein Verbannter, ein Bettler, ein Verurtheilter ist er, der dich jetzt um deine Liebe, um deine Hand bittet; und versagst du sie mir noch jetzt, wie dein grausamer Vater, so schleppe man mich von hier auf das Blutgerüst, so soll diese Hand mich meinen Mördern übergeben!

Susanne stand fast leblos da; in dem Glanze des nahen Lichts, das sie hielt, blitzten die schnellen Thränen über ihre Wangen.

O unbarmherziges Geschick! sagte sie end-

lich, und hob die großen, glänzenden Augen gen Himmel: auch Sie, Sie unglücklich! Aber schnell! schnell! Was sagte mein Bruder? man möchte Sie hören, man möchte das Licht sehen, Sie wären verrathen, und, o Gott! mich würde der Schmerz tödten! O kommen Sie. Sie faßte seine Hand, sie führte ihn über ein Schlafzimmer, in eine kleine mit Brettern leicht verschlagene Nische, deren Eingang verdeckt war. Hier hinein, sagte sie eilig: dies ist mein Bett. Sie dürfen nur leise pochen, wenn Sie etwas wünschen. Sie schob ihn ängstlich hinein, und machte hinter ihm zu, wie sie ihm das Licht gegeben hatte.

Er fand hier ein kleines Lager und eine Oeffnung von Oben, die Licht in den Verschlag brachte. Er warf sich auf sein Lager; er war wie betäubt. Nur einen Zoll breit von ihm schlief Susanne; er konnte ihre Seufzer hören, ihre Athemzüge, ihr leises Schluchzen: und doch so nahe bei der Geliebten fiel er in einen tiefen Schlaf, der bis an den späten Morgen anhielt.

Der junge Bernard weckte ihn. Mit Vor-

sicht wurde er auf das Zimmer geführt. Hier empfing ihn Susanne mit einem Frühstück. Der Bruder behandelte ihn mit der alten gewohnten Ehrfurcht. Der Marquis warf sich an seine Brust. Mein Bruder, sagte er, ich liebe sie noch immer, noch immer. Und jetzt, jetzt, ich bitte dich, gieb sie mir. Jetzt sind ihre Entschuldigungen nichts als eitle Ausflucht.

Der Bruder stand verwundert da. Wen lieben Sie? meine Schwester? Sie haben sie schon geliebt? Wie ist das?

Das weißt du nicht, Bernard? weißt es nicht, daß ich sie unaussprechlich liebte, daß ich ihr meine Hand bot? O Susanne, du verschwiegst —

War ich das nicht Ihnen schuldig? Niemand kennt die Leidenschaft, die mich, ach! so lange —

Nun aber, Susanne, jetzt! jetzt! Nun entscheide desto schneller mein Schicksal, mein und dein Glück!

Susanne erröthete; aber sie schwieg. Der Marquis sagte Alles, was ihm die heißeste Liebe eingab. Auch machte das den tiefsten

Eindruck auf Susannen. Der Bruder stand, die Arme über die Brust gekreuzt, da, und sah von Einem auf den Andern. Der Marquis berief sich auf die Entscheidung des Bruders. Ich frage dich, Bernard, sagte der Marquis: bist du nicht so gut ein französischer Bürger als ich?

Das war ich immer, antwortete der Soldat stolz. Daran hat, glaube ich, Susanne nie gedacht. Rede, Susanne.

Sie gehen in ein Land, das Ihren Rang anerkennt; aber das ist's nicht. Mein Bruder entscheide. Würde Ihre Mutter jetzt in eine Verbindung mit mir willigen? Würde sie? Ich bitte Sie, diese Frage zu beantworten; denn sie ist entscheidend.

Nein, nein, ich glaube es nicht, daß sie einwilligen würde; aber — nun höre auch mich, Susanne!

Mein Bruder entscheide! Ich liebe Sie, Herr Marquis, ich habe nicht einen Augenblick aufgehört, Sie zu lieben; diese Liebe wird erst mit dem letzten Athemzuge meiner Brust endigen. Ist aber Ihre Mutter jetzt nicht mehr

unsere Wohlthäterin? Foderte sie von mir, von meinem Bruder, meinem Vater, unser Leben: wir würden es ihr freudig bringen. Sie fodert nichts als eine Leidenschaft, deren Rechtmäßigkeit ich nicht vertheidigen kann. Mein Bruder entscheide!

Der Bruder umarmte seine Schwester. Dann ging er auf den Marquis zu. Jetzt lassen Sie uns an Ihre Rettung denken. Wir retten Sie, oder wir sterben mit Ihnen. Sie müssen noch einige Tage bei uns bleiben, bis ich die Wache am Flusse habe.

Susanne, antwortete der Marquis kalt: geht mit mir als meine Braut, oder ihr liefert mich auf das Blutgerüst.

Bernard erblaßte. Ist das Ihr fester, Ihr letzter Entschluß?

Mein unerschütterlicher Entschluß. Sie soll die grausame Freude haben, mich sterben zu sehen.

Sie sind sehr grausam, Herr Marquis. Sehen Sie denn nicht, daß Sie tausend Dolche in die Seele meiner Schwester stoßen. Aber es sei. Wir können sterben, so gut als Sie.

So bleiben Sie, der Entschluß meiner Schwester ist unerschütterlich. Ich kenne sie. So finde man Sie bei uns, so schleppe man uns mit Ihnen zugleich auf die Blutbühne; so laßt uns sterben!

Susanne erblaßte, sie erblaßten Alle. Es entstand ein fürchterliches Schweigen unter allen Dreien.

Der Marquis nahm jetzt in wüthender Leidenschaft Susannen an seine Brust. Susanne, ich verlasse Vaterland, Glück, Reichthum, Rang, Alles, Alles verläßt mich. Kannst auch du, du, die Liebe, mich verlassen?

Muß ich nicht! Muß ich nicht! rief sie in schöner Begeisterung. Was ist denn jetzt das Leben? was ist denn das Glück? Lassen Sie uns retten, was allein rettenswerth ist. Soll Ihre unglückliche Mutter noch unglücklicher seyn, wenn sie hört, daß ihr Sohn, der nicht leiden wollte; daß sein Vaterland ihm seinen Rang entriß, daß ihr Sohn seinen Rang für eine Leidenschaft opferte? Nein! nein! Ich kann den Kummer meiner Wohlthäterin nicht schwerer machen. Das allein kann ich nicht. Aber

sterben kann ich mit dem Manne, den ich liebe, mit Ihnen!

Der Marquis blieb entschlossen, nicht zu weichen. Bernard sagte ihm, wie sie allein waren: Ihr Eigensinn wird meine Schwester, mich ermorden. Könnte der Haß furchtbarer seyn als Ihre Liebe? Der Marquis mußte endlich nachgeben. Er blieb fünf Tage lang bei Bernards im Hause, bis Bernard die Wache am Flusse hatte, wo ein Nachen stand. Die Zeit gebrauchte der Marquis, Susannen zu bestürmen. Sie quälen mich, sagte sie geduldig: aber quälen Sie mich nur, und lassen Sie mich Sie retten!

Endlich kam die Stunde der Trennung. Um Mitternacht führte Susanne den Geliebten durch lange Unwege an den Fluß. Sie fanden den Bruder, den Nachen. Alles war still. Susanne stieg mit dem Geliebten in den Nachen. Sie ruderte ihn hinüber. Dann flog sie mit ihm über Fels und Klippe bis an die Gränze. Sie wußte die Wege; denn die Gute hatte schon mehrere Unglückliche gerettet. Hier auf der Gränze umschlang sie den Gelieb-

ten, sie drückte ihre heißen Lippen auf seinen Mund. O, diesen Kuß, und diesen, mein Geliebter, von reinen Lippen, von einem treuen Herzen, und nun lebe wohl! Auf der Gränze des Lebens würde ich wieder in deine Arme fliegen, und nie dich verlassen. Der Marquis umfaßte sie heftig: Susanne! Aber sie entschlüpfte seinen Armen, und dahin flog sie wie eine selige Erscheinung.

Der Marquis saß eine Stunde lang verzweifelnd auf der Gränze, thatlos, entschlußlos, des Lebens müde; er ballte die Faust zürnend, grimmig gen Himmel. Dann schwankte er langsam ins erste deutsche Dorf. Lächelnd im entschlossenen Grimme ging er zur Armee des französischen Adels. Gut! sagte er, wie er dem Feinde gegenüber stand: ich kann doch ehrenvoll enden. Er schrieb seiner Mutter, den Abend vor dem Angriffe: Ein Augenblick bleibt mir, geliebte Mutter; diese Nacht greifen wir den Feind an. Ich kam glücklich über die Gränze. Susanne und ihr Bruder retteten mir mein Leben, das ohne den Besitz des tugendhaften Mädchens mir eine Last ist. Sie liebt mich

noch; aber Sie schlug noch einmal meine Hand aus, um Sie nicht zu betrüben. Warum mußte Sie auch das Glück Ihres Sohns betrüben? Ich begreife von Ihrer Mutterliebe nichts, von des Mädchens Liebe nichts; denn ich muß unglücklich seyn, weil Sie Beide mich lieben. Die Welt kehrt sich vor meinen Augen um; Alles ist anders, nur mein Geschick hält unveränderlich das blutige Schwerdt in meinem Herzen. Seyn Sie glücklicher, Mutter, als ich. Mein Oheim läßt Sie grüßen. Der Tag erwacht, die Trommel ruft uns. Sie erhalten dies ohne Zusatz, wenn das Geschick über mich gebietet.

Der Tod, den er suchte, floh ihn. Er schickte das Billet ab. Darunter schrieb er: ich bin gesund! Mein Oheim ist leicht verwundet. Er läßt Ihnen sagen, Sie sollten fliehen. Fliehen Sie, Mutter, retten Sie ein Leben, für dessen Fortdauer ich jetzt mit doppelter Inbrunst bete. In Tour de Vallee an der Gränze finden Sie Retter, wenn Sie ihrer bedürfen, Susannen und ihren Bruder.

Die Marquise bedurfte der Retter. Die

blutgierigen Häupter der Regierung hatten ihren Tod beschlossen. Alles verließ sie, Alles, Alle, denen sie wohlgethan hatte. Niemand wagte es, ihr einmal ein unfruchtbares, aber tröstendes Mitleiden zu zeigen. Sie fand keinen, dem sie sich hätte anvertrauen können, als dem alten Bedienten, der aber die Wege an die Gränze nicht wußte.

Da kam Bernard. Er bot sich ihr zum Führer an, wenn sie in Gefahr gerathen könnte. In einer Nacht verließ sie ihr Schloß. Bernard hielt einen leichten Wagen in Bereitschaft. Sie kamen damit die Nacht durch einige Meilen weit. Die Marquise saß finster und schweigend auf dem Wagen, in Bauerkleidung gehüllt. Der alte Bediente mußte sie auf Bernards Vorstellung verlassen, weil er durchaus den Ton der Bauern nicht treffen, und weil er der Marquise die lang gewohnte Ehrerbietung nicht versagen konnte. Er brachte den Wagen zurück, und Bernard führte die Marquise nach Cour de Vallee Er gab die Marquise für seine Schwester aus, die er zu seinen Kindern nach Cour de Vallee bringen wollte.

Man kannte ihn auf dem Wege, und so fanden sie kein Hinderniß bis Cour de Vallee selbst.

Er ließ die Marquise in einem Gebüsch, das vom Wege ablag. Er ging in das Dorf, um seinen Sohn zu sprechen. Der junge Bernard tauschte mit einer Garde die Nacht die Wache. Die Marquise kam glücklich ins Dorf. Susanne führte sie.

O, wie wurde der Marquise, da das Mädchen, die großmüthige Geliebte ihres Sohns, seine und ihre Retterin, sich ihr mit der tiefsten Ehrfurcht näherte, sie langsam und vorsichtig in dem Dunkel der Nacht führte, sie leise von den Anstalten unterhielt, die ihr Bruder und Vater getroffen hatten, sie unbefragt in das Dorf zu bringen. Sie lehnte sich in vertraulicher Liebe auf den Arm ihrer Führerin. So kamen sie ins Dorf. Der Bruder stand auf dem Posten. Sie gingen Beide durch. Der Vater erwartete sie in der offenen Hausthüre. Die Marquise war gerettet. Sie fragte nach ihrem Sohn, der hierher den Weg genommen hatte. Sie

wußte es, daß er gerettet war. Er ist gerettet, gnädige Frau, sagte der alte Bernard.

O ihr guten Menschen! und das verschwiegt ihr mir? Warum, warum?

Im Schweigen liegt unsere Sicherheit, antwortete der Vater.

Die Marquise fragte nach den nähern Umständen seiner Rettung. Susanne erröthete, der Bruder erzählte sie in allgemeinen Ausdrücken. Sie glaubten alle Drei, daß die Marquise die Leidenschaft der jungen Leute nicht kenne. Die Marquise redete viel mit Susannen über ihren Sohn. Bei diesen Gesprächen war Susanne fast außer sich. Aber sie war stärker als ihr Herz, sie verrieth mit keinem Worte ihre Liebe. Aber die Marquise sah sie in den zitternden Tönen ihrer Stimme, in der ängstlichen Sorge um sein Geschick, in ihren Thränen, in der Bewegung, worin sie war, wenn sein Name genannt wurde.

Endlich kam der Tag, da die Marquise über den Fluß gesetzt werden sollte. Alles war vorbereitet. Der Sohn war an der Stelle, wo

der Nachen stand, der Vater jenseits des Flusses, wo er einen Wagen in Bereitschaft gesetzt hatte. Susanne war reisefertig. Die Marquise wollte ihre Börse mit den Bernards theilen. Man wies sie zurück. Susanne führte die Marquise um Mitternacht durch das Dorf an den Fluß. Da stand der Bruder. Sie fiel ihm mit leisem Weinen um den Hals.

Ist etwa Gefahr? fragte die Marquise, die durch die Bewegung Susannens aufmerksam geworden war.

Ach nein, sagte Bruder und Schwester, und sie fielen noch einmal einander in die Arme. Die Marquise stieg mit Susannen in den Nachen. Sie standen am andern Ufer; in einiger Entfernung fanden sie einen Wagen, und nach einer Stunde waren sie in Sicherheit. Sie stiegen vor dem ersten deutschen Dorfe ab. Der Vater umarmte seine Tochter. Er reichte ihr noch etwas, was Susanne verbarg. Sie umarmten sich noch einmal. Gott segne Sie, gnädige Frau! sagte Bernard. Ich muß zurück. Er ging, und ließ Susannen bei der Marquise. Und du, mein gütiges Kind?

fragte die Marquise. Ich begleite Sie, sagte Susanne.

Bis wohin? — Bis Sie einen Menschen finden, der Sie eben so liebt, als ich, sagte Susanne, einen ehrerbietigen Kuß auf der Marquise Hand drückend. Wir können Sie ja nicht allein lassen. Sie bedürfen der Dienste eines treuen Menschen, und ich werde Ihnen treu seyn.

Und das muß ich erst jetzt erfahren?

Wir fürchteten, Sie würden unsere dankbaren Herzen zurückweisen. Mein Vater befahl es mir, ich bat ihn darum.

Die Marquise sah mit nassen Augen das Mädchen an, streichelte die schöne Wange. Gutes Kind! sagte sie zärtlich.

Die Marquise hatte eine nicht kleine Summe Geldes bei sich. Eine beträchtliche Summe hatte sie vorher nach Deutschland gesandt, die sie aller Sorge überhob, bis ihr Schicksal bestimmt war. Sie ging mit Susannen nach Wesel, von da weiter nach Deutschland. Hier erfuhr die Marquise, daß das Geld,

das sie weggeschickt hatte, auf der Gränze angehalten und verloren war.

Dieser Schlag betäubte sie. Sie sah sich mitten in einem fremden Lande, dessen Sprache sie nicht verstand, dessen Sitten sie nicht kannte, auf einmal ohne alles Vermögen, von Allen verlassen, ohne Hülfe, ohne Bekannte, ohne Hoffnung. Sie erstarrte, da sie den Brief las, der ihr ihr Unglück ankündigte. Eine andere Summe war in die Hände ihres Sohnes gerathen. Sie schrieb umher an alle Bekannte um Nachricht von ihrem Sohn. Das Corps, bei dem er stand, war aufgelöst, die Emigrirten hatten sich zerstreut. Ihr Bruder war geblieben. Von ihrem Sohne sagte eine Nachricht, er sei nach England, eine andere, er sei nach Amerika gegangen. Sie fand Bekannte, aber alle waren noch hülfloser, als sie. Ihr Zustand wurde mit jedem Tage schrecklicher und hoffnungsloser. Nichts blieb ihr, als die treue Susanne, die durchaus die Dienste ihrer ehemaligen Kammerjungfer versah, mit einem Eifer, den nur die Liebe geben kann, mit einer Geschicklichkeit, mit einem Geschmack, als ob sie

beständig hinter der Toilette gelebt hätte. Die Marquise hatte eine spärliche Haushaltung geführt, aber doch noch viel zu groß für ihren jetzigen Vermögenszustand.

Die Summe, die ihr übrig blieb, einige Kostbarkeiten, die sie besäß, reichten etwa noch für ein Jahr lang zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens hin. Sie sah der schwärzesten Zukunft entgegen; denn die siegreichen Armeen ihrer Landsleute hatten ihr auch die Hoffnungen, in ihr Vaterland zurückzukehren, genommen.

Susanne trat in das Zimmer, und sah die Marquise mit gestütztem Kopfe da sitzen. Sie haben Kummer, gnädige Frau, den ich nicht theile.

Ich habe Kummer, mein Kind! das ist Alles, was ich noch habe. Kummer, nur Kummer, und dein treues, schönes Herz, auf das ich meine Last nicht legen mag. Laß das! Laß das! Ich will thun, als sollte ich nur noch wenig Tage leben, und so, so kann ich ja sehr zufrieden seyn.

O, ich bete für Ihr Leben alle Tage, meine gütige, gnädige Frau.

Das thue nicht, denn du betest sonst für mein Unglück, Susanne. Auch dich, dich, treue Seele, habe ich mit mir in den Abgrund des Elends gezogen. Sieh her, Susanne, das ist Alles, was ich noch habe, das Letzte, was noch unser ist. Ich will entbehren, Kind, entbehren, leben von dem, was ein Bettler gebraucht; aber doch könnte mein Leben länger dauern, als diese Summe, und dann bin ich dem Hungertode Preis gegeben. Bete ja nicht für die Fortdauer meines Lebens, das schon zu lange gedauert hat.

Da näherte sich Susanne verschämt, die Glut der schönsten bescheidensten Schamröthe auf den Wangen. O meine theuerste, gnädige Frau, dürfte ich reden, o wollten Sie dieses Herz nicht von sich stoßen! Sie ergriff der Marquise Hand, und überschwemmte sie mit Thränen.

Was ist dir, liebes Kind? fragte die Marquise. In welche furchtbare Bewegung geräthst du?

O Sie sind nicht arm, meine gnädige Frau, wenn Sie mein Herz nicht verkennen wollen, und die Ehrfurcht nicht, die ich Ihnen schuldig

bin. Die Marquise lächelte, und küßte des Mädchens Wange. Mein Vater, fuhr Susanne blöde fort: mein Bruder gaben mir beim Abschiede eine kleine Summe. O meine Gnädige, Sie sagen immer, daß Sie meine Treue nicht belohnen können. Sie können sie belohnen, wenn Sie diese Summe nehmen, die mir für Sie anvertraut war. Nur für Sie! für Sie!

O meine Tochter, meine Tochter, rief die Marquise hier überwältigt: wie klein bin ich, wie groß bist du! Nein, nein, mein Herz soll dein's nicht länger zurückstoßen. Komm, o komm an meine Brust, an die Brust deiner Mutter, meine Tochter! Sie breitete die Arme aus, um das Mädchen an ihrem Herzen zu empfangen. Aber Susanne knieete vor ihr, und legte die von Thränen überfließenden Augen in den Schooß ihrer Frau. Aber die Marquise zog sie empor an ihr Herz, an ihre Brust. Sie nannte sie mit Entzücken meine Tochter! Sie verlangte von ihr den Namen Mutter. Sie mußte ihr ganzes Ansehen gebrauchen, um von Susannen diesen Namen zu erhalten. Es

war eine süße Scene, wo zwei Menschenherzen sich in ungetrübter, menschlicher Liebe erkannten!

Susanne holte ihren kleinen Schatz, und überreichte ihn in stiller Wehmuth ihrer Gebieterin.

Diese fand einige Goldstücke, die sie Susannen zu ihrem Putze geschenkt hatte, und nun erfuhr sie, daß Susanne jedes Geldstück zu ihrem Schatze geworfen, daß sie halbe Nächte gearbeitet hatte, ihren Schatz zu vermehren, daß sie nur die nothwendigsten Bedürfnisse zur Erhaltung des Lebens sich erlaubt hatte.

Die Marquise zwang ihr das Geständniß ab. Die Marquise stand auf. Sie ging mit zärtlichen Blicken im Zimmer umher. Susanne deckte eben das kleine Tischchen für ihre Gebieterin allein. Die Marquise setzte noch einen Teller für Susannen auf. Susanne erschrak. Susanne., sagte die Marquise, zerschmolzen in schöner Wehmuth: und kehrte ich von hier zu einem Throne zurück, so würdest du an meiner Seite essen. Du bist meine Tochter. Jetzt lege ich freiwillig meinen Rang ab; die Gewalt

konnte ihn mir nicht nehmen, nicht mein Vaterland; aber die Tugend raubte ihn mir? Nein, sie hat mir nur gezeigt, wie armselig er ist. Ich will nichts, nichts mehr seyn, als deine Mutter. Das sei der Rang, der mich höher hebt, als die Geburt, als Alles, was ich verloren habe, und wenn du nicht von diesem Augenblicke an mich mit dem stolzesten Selbstbewußtseyn Mutter nennst, so war's nicht Liebe, nicht Demuth, die du gegen mich fühltest; so hatte dich mein Rang mehr verblendet, als mich selbst, so sind wir auf ewig getrennt.

Meine Mutter! rief Susanne mit funkelnden Augen, mit ausgebreiteten Armen: segnen Sie Ihre Tochter! Die Mutter segnete sie. Beider Herzen erhoben sich in dieser schönen Minute. Es fielen alle Gränzen nieder, die sie bisher getrennt hatten. Die Marquise entdeckte ihrer Tochter ihre Befürchtungen für die Zukunft. Susanne schien mit irgend einem Gedanken zu kämpfen; aber sie schwieg. Du wolltest etwas sagen, mein Kind? fragte die Marquise. Susanne sagte nach einigem Zögern: Mein Vater und ich waren nicht halb so reich,

und wir lebten dennoch zufrieden, weil wir mit unserm kleinen Vermögen gewannen; aber —

Aber ich? willst du sagen. Das Geschick meines Vaterlandes, und meines, so hart es ist, hat mich von vielen Armseligkeiten frei gemacht. Was wolltest du sagen, Susanne? Arbeiten ist ehrenvoller als betteln.

Susanne lächelte. Sie loben mich immer wegen meines Gefühls für das Schöne im Putz. Lassen Sie die Tochter für die Mutter arbeiten, und Sie sollen keine Noth leiden. Aber nicht hier, wo jedermann Ihren Rang kennt, in einer Stadt, wo wir unbekannt sind.

Wo du willst, Susanne, sagte die Marquise: wie du willst. Ich werde dir helfen.

Sie zogen in eine nicht kleine Stadt Deutschlands. Susanne redete die Sprache ihres neuen Vaterlandes ziemlich geläufig. Ihre Umstände hatten es nöthig gemacht, Deutsch zu lernen. Sie legte einen kleinen Putzladen an, der sich von Monat zu Monat vergrößerte. Die Marquise nannte sich Madame Bernard; Susanne war ihre Tochter. Die zärtliche Ehrerbietung,

womit die Tochter die Mutter behandelte, der ruhige, stete Fleiß des Mädchens, die Bescheidenheit der beiden Französinnen, ihre Ehrlichkeit, ihr feiner Geschmack, die eleganten Kleinigkeiten, womit Susanne die gewöhnlichste Haube auszuschmücken verstand, zogen ihnen bald Kunden, bald Freunde zu. Sie lebten nicht in Ueberfluß, aber in genügsamer Zufriedenheit. Der ganze Laden mochte nicht dreihundert Thaler werth seyn. Er enthielt nur Kleinigkeiten; aber es war eine Freude, ihn zu sehen, so geordnet war Alles, so elegant hing, stand und lag Alles. Und dazu das fröhliche Gesicht der jungen, schönen Französin, ihre bescheidene Artigkeit, die Gutherzigkeit auf ihrem freundlichen Gesicht: wer konnte denen widerstehen? Sie war so dankbar für jede Kleinigkeit, die man in ihrem Laden verlangte. Wer konnte dem Blicke des zärtlichen Triumphs widerstehen, den sie auf ihre Mutter warf, wenn sie den Tag über recht viele Geschäfte machte? Sie erheiterte alle Menschen, die zu ihr kamen. Man that Susannen den Vorschlag, ihren Handel zu vergrößern. Ach, sag-

te sie so heiter: wir bedürfen so wenig, und wir sind so glücklich, daß wir das Wenige gefunden haben. Sie ließ sich auf nichts Größeres ein. So konnte sie Alles allein übersehen, so bedurfte sie der Hülfe der Marquise nicht. Und das eben wollte Susanne. Ihre Haushaltung war das Muster einer sparsamen, ordentlichen, stillen, genügsamen, zufriedenen und eleganten Haushaltung.

Anfangs redete man immer von dem hohen Stande der Madame Bernard. Aber auf die wiederholten Versicherungen der Mutter und Tochter, daß sie in Paris vom Putzmachen und einem kleinen Handel gelebt hätten, glaubte man ihnen endlich. Das schöne Mädchen stach nun einigen reichen Lüstlingen in die Augen. Man machte einige Versuche auf Susannens Tugend. Aber Susanne zeigte dagegen einen so entschiedenen, verachtenden Abscheu, daß jetzt selbst die Eltern aus dem Mittelstande eine Verbindung mit der jungen, fleißigen, unternehmenden Französin für ein Glück hielten. Susanne selbst behandelte alle junge Männer so

behutsam, daß nicht einer sich berechtigt glauben konnte, ihr nur ein größeres Vertrauen zu zeigen, als der Anstand erlaubte. Aber Madame Bernard selbst erhielt einige sehr vortheilhafte Anträge für ihre Tochter, besonders aus den Kaufmannshäusern. Aber Susanne schlug sie aus, ohne selbst ihrer Mutter mehr zu sagen, als ich liebe den Mann nicht. Die Marquise redete nun ernstlich mit Susannen. Sie stellte ihr die Gründe vor, die ein Mädchen hat, nicht zu spröde zu seyn. Susanne gab sie ihr zu. Sie gestand ihr offenherzig, wie die Mutter in sie drang, daß sie manchen von den jungen Männern, die um ihre Hand gebeten hatten, hätte wählen können. Wenn ich allein wäre, theuerste Mutter, setzte sie hinzu, und warf sich an den Busen ihrer Mutter.

Ich bleibe bei dir, meine Tochter, sagte die Marquise.

Nein, nein, rief Susanne: ich muß bei Ihnen bleiben, Sie nicht bei mir. Mein Mann würde mich vielleicht lieben; aber, o Mutter, er würde vielleicht nicht die ganze Lie-

be, die Ehrerbietung, den Gehorsam für Sie fühlen, die ich fodere, von Allen, was zu uns gehören kann.

Die Marquise fand das zu weit getrieben. Das leugnete Susanne nicht ganz ab. Aber sie blieb dabei, daß schon der Gedanke an eine Verbindung sie unglücklich machte. Ihr Eigensinn war nicht zu überwinden. Die Marquise rieth auf eine noch fortdauernde Liebe gegen ihren Sohn, obgleich Susanne sehr selten von ihm redete. Ja, Susanne liebte ihn noch, sie hätte gern jede Stunde von ihm geredet, aber sie brachte ihrer Mutter auch dieses große Opfer. Sie wollte die Mutter nicht mit dem Andenken an einen Sohn, dessen Geschick sie nicht kannte, betrüben. Die Marquise that noch immer, als wüßte sie nicht, in welcher genauen Verbindung Susanne mit ihrem Sohne gewesen war. Sie war entschlossen, Susannens Vertrauen nicht mit Gewalt zu erhalten. Sie wollte es ihrer Liebe verdanken.

Ein französischer Emigrant kam um diese Zeit durch die Stadt, wo Madame Bernard

lebte. Er besuchte seine Landsmännin. Es war ein alter Bekannter der Marquise. Sie bat ihn, ihren jetzigen Stand nicht zu verrathen. Man sprach auch von dem Sohne der Marquise. Sie erschrak sehr heftig; denn — denn, — der Franzose redete von ihm als von einem längst Verstorbenen.

Susannens Gesicht wurde bleich, weiß wie eine Leiche. Wie? Sie wissen — fragte die Marquise, — und schwieg wieder.

Susanne wollte aufstehen, aber sie hatte die Kraft nicht dazu; sie wollte ihrer Mutter helfen, die athemlos an der Lehne ihres Stuhls lag. Mein Sohn, stammelte die Marquise: — ist — ist — todt?

Gott, das wissen Sie nicht? sagte der Franzose erschreckt: er blieb im Elsaß. Die Mutter kämpfte mit einer Ohnmacht. Susanne sprang auf, schrie auf, und sank leblos zu den Füßen der unglücklichen Mutter. Die Mutter erholte sich; sie streckte die schwachen Arme nach der Tochter aus, die noch immer ohnmächtig von dem Franzosen gehalten wurde. Komm, komm,

Susanne, sagte die Mutter mit brechender Stimme: er ist hin! Er blieb wie ein Mann. Nun bist du ganz mein, ich ganz dein!

Zitternd legte sich Susanne an ihre Brust. Unglückliche Mutter! sagte Susanne leise in tödtlicher Angst. Der Franzose war nach Wasser hinaus gegangen. Fester drückte die Marquise ihre Tochter an sich. Unglückliche Geliebte meines Sohns! sagte sie leise, und Susanne knieete vor der Mutter hin, und sagte: o nun darf ich ihn ewig lieben! Die Mutter legte die Hand auf ihre Stirn.

Die Marquise sagte ihrem Landsmanne, daß Susanne über den Schrecken der Marquise ohnmächtig geworden wäre. Er hatte nichts von der zärtlichen Scene gesehen. Er mußte sie verlassen, denn die Marquise stellte sich schwächer als sie war. Sie wollte mit Susannen allein bleiben. Sie waren allein. O Schmerz! o Betrübniß der Mutter, der Geliebten! welcher war der größere? Eine tröstete die Andere, Beide bedurften des Trostes. Sie wollten die nähern Umstände seines Todes wissen; allein der Franzose war abgereist.

Nun entdeckte Susanne der Mutter ihre Liebe zu dem Sohne. O du großmüthige, du gute Seele! rief die Marquise tausendmal, und drückte Susannen an die schmerzenvolle Brust. Dieser gemeinschaftliche Schmerz band die beiden Herzen noch fester an einander. Sie wurden ganz eins. Susanne war nun die Wittwe des Sohns; die Mutter liebte sie jetzt mit mütterlicher Leidenschaft. Die Marquise erzählte Susannen nicht ganz genau, wie sie ihre Liebe zu ihrem Sohne kennen gelernt hatte. Sie hatte doch den Muth nicht, ihr zu gestehen, daß sie die Verbindung der beiden Liebenden gehindert hatte. Nein, sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, sich die Schuld von Susannens Schmerz zu geben, des Mädchens, das so großmüthig gegen sie gewesen war. Sie schwieg über diesen Punkt, und Susanne wußte nicht, ob sie ihre Liebe billigte oder nicht. Susanne schwieg ebenfalls aus zarter Schonung. Sie beweinten Beide den Marquis in trauriger Einigkeit, ohne sich je näher zu erklären.

Nach und nach wurde ihr Schmerz milder, und nun that die Marquise Susannen wieder-

um Vorschläge, sich zu verheirathen. Susanne sah ihre Mutter traurig an. Ich liebte ihn, sagte sie leise: ich werde ihn ewig lieben. Und jetzt, jetzt, o Mutter, sagten Sie in der großen Minute, da wir seinen Tod erfuhren, nicht selbst: nun bist du ganz mein! ich dein!? Wir wollen ewig um ihn weinen!

Die Marquise schwieg; sie dachte an die tröstende Zeit. Auch wurde Susanne wieder heiterer. Die Marquise wußte wieder nicht, daß die gute Susanne die Hälfte ihres Schmerzes verschwieg, um ihre Mutter zu erheitern. Susanne blieb dem Andenken des Geliebten treu; aber ihr Schmerz störte sie nicht in ihrem Fleiße. Sie saß im Laden den ganzen Tag und arbeitete, und handelte, und jeder Mensch ergötzte sich an dem heitern Gesichte des lieben Mädchens, das nur den Schmerz allein für sich hatte.

So saß Susanne im Laden, die Marquise im Zimmer, das mit einer Glasthüre sich in den Laden öffnete. Auf einmal hört die Marquise das fürchterlichste Geschrei ihrer Tochter. Sie springt auf, und sieht — o Entzücken! —

ihren Sohn, erstarrt da stehen, die stieren Blicke auf Susannen gerichtet, die sich an den Laden mit krampfhafter Anstrengung fest hält, um nicht niederzusinken.

Die Mutter will die Thüre öffnen; sie vermag es nicht, die matten Hände versagen ihr den Dienst. Sie schreit, mit eben der furchtbaren Stimme als Susanne; o Louis! Louis! mein Sohn Louis! Susanne ermannt sich. Sie sagte mit blassen, zitternden, matten Lippen, mit leisen Worten, die ihr dennoch Athem und alle Kräfte des Lebens entziehen: da ist Ihre Mutter! Der Marquis wendet den Blick gegen die Glasthüre, die jetzt aufspringt. Er erblickt seine Mutter; er stürzt in ihre Arme, und Susanne setzt sich zitternd auf den Stuhl, stützt das ermattete Haupt in die Hand, und sitzt so, so verzagend, verzagend, hoffnungslos da, und doch mit einem Lächeln über das Glück der geliebten Mutter.

Der Sohn liegt an der Mutter Brust. Die Mutter hat Alles vergessen; sie weint nur, daß sie ihren Sohn wieder hat. Susanne sitzt noch immer da, das Haupt auf den Laden gestützt.

Noch hat er ihr kein Wort gesagt, noch hat auch die Mutter sie über den Sohn vergessen.

Da aber wendete sich der Sohn nach Susannen um. O, rief er: so finde ich Alles, Alles wieder, was meinem Leben das Theuerste ist. So finde ich auch — Er schwieg, denn Susannens Stirn sank tiefer in die Hand. Sie sah nicht auf; sie gab nicht ein Zeichen der Freude des Wiedersehens. Sein Auge sank finster auf den Boden.

Susanne! sagte die Marquise. Susanne hob den furchtsamen Blick auf die Mutter. Bist du ganz mein? fragte diese. Da stand Susanne auf. Sie warf sich in die Arme der Mutter. Ja, rief sie schluchzend: nehmen Sie Ihre trauernde Tochter an Ihr mütterliches Herz. Ich bin ganz, ganz die Ihrige!

Der Marquis stand noch immer stumm da. Endlich sagte er: Susanne! aber Susanne drückte ihr Gesicht fester an den Busen der Mutter. Wie hast du uns gefunden? fragte die Mutter ablenkend. Der Fremde, der die Marquise besucht hatte, hatte ihn angetroffen; von dem hatte er die Nachricht, daß seine Mut-

ter lebte. Er war in einer Schlacht gefährlich verwundet. Man hatte ihn todt gesagt. Der Friede machte dem Blutvergießen ein Ende. Der Marquis ging nach England, und kam nach Deutschland zurück.

Das erzählte er in einer verzweiflungsvollen Kälte. Dann schwieg er. Susanne saß in einer Ecke des Zimmers still, als ob sie gar keinen Theil daran nähme. Er warf von Zeit zu Zeit einen rathenden Blick auf Susannen, auf seine Mutter einen scheuen Blick. Dann saß er betäubt da.

Und du fragst nicht einmal, wie es mir gegangen ist? sagte die Mutter lächelnd. Da sitzt der Schutzengel deiner Mutter; dort Susanne war es, die mich den Händen meiner Mörder entzog. Sie, ihr Bruder, ihr Vater waren es, die ihr Leben aufopferten, um meines zu retten. Susanne verließ ihre Verwandte, ihr Vaterland, um mir zu dienen. Sie hat mich hier jetzt erhalten mit der Arbeit ihrer Hände. Sie liebt mich mit der Liebe einer Tochter, sie ehrt mich, wie kaum eine Tochter ihre Mutter geehrt hat. Um mich nicht der

Gewalt anderer Menschen Preis zu geben, hat sie hier mehrere vortheilhafte Verbindungen ausgeschlagen. Wenn das Leben, wenn die Zufriedenheit deiner Mutter einigen Werth für dich hat, so hast du dafür Susannen zu danken. Sie ist meine Tochter, und ich hoffe, du wirst deiner Mutter Retterin gern für deine Schwester erkennen.

In diesen letzten Worten hörten die Liebenden ihr Urtheil über sich sprechen. Die Marquise stand auf, um hinaus zu gehen. Nein, meine Mutter, rief der Sohn, sie aufhaltend, dieses tugendhafte Mädchen, dem ich und Sie Alles verdanken, diese glückliche Minute eines frohen Wiedersehens, o, dieses Mädchen muß Ihnen mehr seyn, als —

Als Tochter? fiel die Mutter ein. Kann sie mir mehr seyn? Giebt es heiligere Namen, als Tochter, Schwester, Bruder?

O Gott, Mutter, rief er, bald die Arme der Mutter, bald Susannen entgegenstreckend; es giebt einen heiligern Namen —

Hier war Susanne aufgestanden. Sie schloß

ihre Arme um den Geliebten, und sagte mit fester Stimme: mein Bruder!

Auch du, rief er: auch du! Hier verließ die Marquise das Zimmer. O Susanne! Susanne! Ich habe dich in diesem treuen Herzen getragen. Mitten in dem tiefsten Elende war die Trennung von dir das schwerste Unglück, und dennoch meine unglückliche Liebe der einzige Genuß meines Lebens. O Susanne, wende dein gütiges Auge nicht von mir ab. Es giebt einen heiligern Namen für mich, für dich nicht, für deine Tugenden nicht. Du kannst mit deinem Herzen Alles entbehren. Ich liebe dich, o Susanne, meine treue Liebe ist keine Tugend, aber sie wird dich glücklich machen, dich, uns Alle. Nein, unmöglich kann meine Mutter länger hart seyn! Laß uns zu ihren Füßen fallen, und sie muß, sie muß ihre Retterin segnen.

Susanne, die arme, die unglückliche Susanne, suchte sich sanft aus seinen Umarmungen zu ringen. Sie vermochte nicht, zu entwischen. Sie hatte nicht den Muth, ihn anzu-

sehen. Thränen verdunkelten ihre Blicke. O rede! rede! rief er: entscheide über Tod und Leben, Geliebte! Rede! Da hatte sie sich los gemacht aus seinen Armen. Sie trocknete das Auge mit Heftigkeit; dann reichte sie ihm die Hand und sagte: Mein Bruder! mein Bruder!

Er wendete sich von ihr ab, und rang die Hände. Dann hob er aufs neue an zu bitten, und Susannens Herz brach; aber sie sagte zuletzt nichts, als die Worte: Mein Bruder!

Die Marquise trat wieder in das Zimmer. Nun, fragte sie: hast du deine Schwester begrüßt?

Sie hat mich nie geliebt, rief er bitter: nie geliebt, die Undankbare! Sie will nichts, nichts, als über die Menschen triumphiren! Das ist ihre Tugend! Susanne stand abgewendet, und weinte. Nein, nein, ich bin dein Bruder nicht. Nein! bei Gott! rief er, du hast dann für die Ewigkeit entschieden! Ich hasse kein Wort mehr als Bruder! Susanne, entscheide jetzt, in der letzten Minute, die ich hier bin. Entscheide! und sagst du noch einmal Bruder, so treffe

Verderben mich, wenn ich je wieder vor dein Auge trete. Entscheide!

Susanne sah ihn bittend an, aber schweigend. Entscheide, Susanne! sagte die Marquise ruhig. Ich bitte dich, entscheide!

Susanne schlug einen kleinen, aber schneidenden Blick gen Himmel; dann trat sie dem Marquis einen Schritt näher, und sagte fast mit unhörbaren Tönen: mein geliebtester Bruder! Die Marquise hob die Arme gen Himmel; mit begeisterten Blicken rief sie: Erhabener Gott, sie hat gesiegt. Nun ging sie auf Susannen zu; sie sagte mit schöner, flehender Stimme: Theuerstes Mädchen, eine Mutter flehet dich an, beglücke ihren Sohn mit deiner Hand. O, du erhabenes Wesen, sei das Weib meines Sohns, sei sein Schutzgeist, wie du meiner bist. Sei sein Stolz, wie du der Stolz der Erde bist. Und vergißt er dir je, Susanne, daß du ihm das ehrwürdigste Wesen bist, so habe ich ihn zum letztenmale Sohn genannt. Gieb ihm deine Hand, Susanne; deine Liebe hat er.

Da lagen Susanne und der Marquis zu den Füßen der Mutter. Susanne hob das bleiche Gesicht mit einem himmlischen Lächeln zu der Mutter empor, die in Thränen zerfloß. O meine Mutter! o mein — mein — mein Louis!

Da war das Wort aus den Lippen, und nun lag sie in vertraulicher Liebe an seinem Busen, und nun strömten die vertraulichen Namen der Liebe über die schönen Lippen. Wer hätte sagen können, wer von den Dreien der Glücklichste war? Jeder behauptete es von sich.

Die Verbindung wurde nach einigen Wochen vollzogen. O wie genußreich ist ein Glück, das die Tugend durch Opfer erkauft hat! Susanne erhielt durch die vergrößerten Bedürfnisse neue Kräfte. Ihr Handel erweiterte sich. Der glückliche Marquis gab Unterricht in seiner Sprache, im Zeichnen und Mahlen. Sie liebten sich alle Drei mit unendlicher Zärtlichkeit, und alle Drei verdienten diese Liebe.

Die Marquise konnte kaum begreifen, wie sie in diesem ärmlichen Zustande glücklicher seyn konnte, als in dem vorigen, wo sie so reich,

so vornehm war. Sie fand endlich die Ursach aus. In uns wohnt unser Glück, sagte sie, nicht außer uns. Liebe, Frieden, Gesundheit, Thätigkeit, sind die Grundfesten des menschlichen Glücks. Nur einen Wunsch hatten sie alle Drei noch, den Wunsch, ihr Vaterland wiederzusehen. Aber dieser unerfüllte Wunsch stört ihre Zufriedenheit nicht. Er ist sanft, wie in den stillen Stunden des Seelenfriedens die Sehnsucht nach einem bessern Leben, die so süß ist. Sie sind glücklich. Tugendhafte Susanne, der Himmel erhalte dir dein Glück! und erfülle den letzten Wunsch, den du deinem Manne, deiner Mutter verschweigst, deinen Bruder, deinen Vater, von denen du nichts weißt, wieder zu sehen! Der Himmel erfülle ihn, wenn es möglich ist, gute Seele!

* *

Er ist erfüllt. Sie sind Alle glücklich. Susannens Bruder ging zu der Armee am Oberrhein. Er stieg von Grad zu Grad. Das Glück begünstigte seinen Muth; sein Muth fesselte das Glück. Moreau machte ihn auf dem Schlachtfelde bei Hohenlinden zum Obristen.

Seine Thätigkeit, seine unermüdete Wachsamkeit, sein richtiger Blick, seine Kaltblütigkeit in der Gefahr, sein Feuer in der Ausführung zeichneten ihn jetzt immer glänzender aus. Er wurde General, wie der erste Frieden geschlossen wurde.

In dem neuern Ausbruche des Kriegs diente er in Italien. Er kommandirte ein kleines Corps. Er sammelte kein ungeheures Vermögen, aber doch ein Vermögen, das alle seine Wünsche überstieg. Nach dem Frieden kam er zurück in die Arme seines beglückten Vaters, seines Weibes, seiner Kinder. Susanne allein fehlte ihnen; troz aller angewendeten Mühe erfuhr er nichts von dem Aufenthalte seiner Schwester und der Marquise. Ein Gerücht sagte die Marquise todt.

Da hörte er, daß der Marquis d'Aigue in Deutschland lebe. Er hätte die Tochter einer Kaufmannswittwe geheirathet. Das bestätigte sich. Der General erhielt in die Gegend hin eine Mission an den Fürsten, in dessen Lande die Stadt lag, wo der Marquis wohnen sollte. Bernard erhielt in Paris für den Marquis

die Erlaubniß, wieder nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, und so trat er in Gesellschaft seines alten Vaters die Reise nach Deutschland an.

Er kam nach **d, wo Susanne lebte. Er hört beim Absteigen, daß ein Marquis d'Aigue hier lebt. Er fliegt, ohne weiter zu hören, in Gesellschaft seines Vaters nach dem Hause des Marquis. Er tritt in das Haus, er sieht durch die Glasthüre den Marquis mit seiner Familie am Tisch sitzen. Er erkennt den Marquis, die Frauenzimmer nicht, weil sie ihm den Rücken zukehren. Der Marquis erkennt die glänzende Generalsuniform. Er steht auf. Die Thüre des Zimmers öffnet sich. Bernard tritt eilig hinein. Herr Marquis, sagt er, ich bin Bernard, wo ist meine Schwester?

Und seine Schwester lag an seinem Busen. Susanne! ruft er; und Susanne hört ihres Vaters Stimme Susanne rufen. Sie ermannt sich von der Ohnmacht, die ihr droht, um ein paar Minuten früher das ehrwürdige Angesicht ihres Vaters zu sehen. Sie sieht es, sie fällt in seine Arme, und an seinem Herzen erst sinkt sie ohnmächtig vor Freuden nieder.

Alle sind in dem Tumulte der Freude, des Schmerzes verloren. Nur der Vater hält die zitternden Lippen auf die blasse Wange der Tochter geheftet. Er sieht nicht, daß der Marquis seinen Sohn umarmt; er hört nicht, daß er ihn Bruder nennt. Er hat nun die geliebte Tochter wieder. Und sie schlägt das schöne Auge wieder von dem wohlthätigen Thaue seiner Thränen benetzt auf. Gott! du hier! du, Susanne! du bei dem Marquis? Wo ist deine edle Wohlthäterin? Nein, du hast sie nicht verlassen, Susanne? O sage nein! das sagte der edle Vater zuerst. Hier ist sie! ruft Susanne freudig: meine Mutter, meine geliebte, glückliche Mutter.

Meines Sohnes Weib, sagte die Marquise zärtlich. Belohnen konnte ich die reine Tugend Ihrer Tochter nicht; aber glücklich konnte ich ihr Herz machen. Wir sind glücklich. Susanne holte indeß ihren Sohn, ein Säugling, und legte ihn triumphirend in des Vaters Arme. Er ist mein Sohn! rief sie. O mein Vater, jetzt bin ich glücklich, jetzt, dieser Augenblick,

o dieser große Augenblick, da die Mutter meines geliebten Mannes, ich, Ihre Susanne, und der Mann, den ich liebe, voll Frieden vor Ihr Angesicht treten: dieser Augenblick ist der Lohn meiner Treue, meines Gehorsams gegen Ihre Befehle. Diese Hand — sie küßte die Hand der Marquise — hat meine Hand in die Hand ihres Sohns gelegt. Segnen Sie mich, Vater, wie meine Mutter mich gesegnet hat.

Gott segne dich, Susanne, er gebe dir die Freude an deinem Kinde, die du mir gegeben hast! sagte der Greis gerührt. Sie waren glücklich. Der General zog die Schrift hervor, welche den Glücklichen ihr Vaterland wieder gab.

Sie reisten mit dem Vater zurück nach Frankreich. Sie wohnen auf einem Gütchen, das der General seiner Schwester geschenkt hat, unter dem Genusse, den der Fleiß, die Liebe, die Einigkeit, und die Tugend geben können. Bernard lebt abwechselnd bei Susannen und seinem Sohne. Uns wenigstens, sagt Susanne oft: hat die Revolution glücklich gemacht.

Nicht die Revolution, antworten sie Alle: sondern deine Tugend, Susanne! deine Tugend! Und Susanne fährt noch jetzt fort, sie Alle glücklich zu machen. Sie ist die Seele der beiden einigen Familien.

III.

Minchen.

Aber zum Teufel, Muhme, was fehlt denn dem Hofrath? das ist zum Tollwerden.

Was ihm fehlt? Alles, könnte ich sagen; nichts, eben so gut. Es ist ein artiger Mann, ein rechtlicher Mann, ein junger Mann. Glauben Sie mir, mein Herz sagt mehr für ihn, als Sie für ihn sagen können. Aber ich will nun einmal nicht das Opfer der Konvenienz werden. Ich fühle mich nicht größer, nicht besser wie tausend meiner Schwestern; aber ich fühle mich freier, heute, da ich mündig bin. Ich will nicht die Sklavin eines Mannes werden; ich habe Sinn dafür, meinem Manne mehr zu seyn, als Haushälterin und die Mutter seiner Kinder. Ich will einen Mann, der den Menschen in mir ehrt, nicht einen Mann, der mich anbetet, weil er sinnlich ist.

Der Hofrath achtet Sie, Muhme Minchen;

noch mehr: er liebt sie wahrhaftig, wie ein Mann lieben kann.

Würde er mich heirathen, wenn ich die Tochter eines Bettlers wäre? ich frage Sie.

Zum Teufel, ich glaube ja.

Sehen Sie, dieser Zweifel würde mein ganzes Leben durch mich peinigen. Ich glaube ja, sagen Sie. Ich muß, ich will das wissen.

Und wie wollen Sie das erfahren, Minchen? Antworten Sie jetzt.

Eben deshalb geb' ich den Hofrath auf, und suche mir einen Mann, der mich liebt, mich! mich!

Und wenn Sie keinen finden, Muhme?

So mache ich von meinem Vermögen eine Stiftung, worin unglückliche Mädchen, die ihre Hand nicht in die schweren Fesseln einer tyrannischen Ehe legen wollen, ihre Zuflucht finden, und ich bin die erste, die hinein zieht. Aber ich will den Mann suchen, der mich um mein selbst liebt, der liberal genug denkt, seinem Weibe die Freiheit nicht zu rauben, welche die Natur ihr gab.

Kind, man sollte Sie einsperren, wahrhaftig, das sollte man, das ist zu toll!

Da haben wir den Mann, der das stolze Selbstgefühl des Weibes für Wahnwitz hält.

Minchen, sagte ihre Base: du verkennst deine Bestimmung, dein Geschlecht. Glaube mir, du gehst einen gefährlichen Weg. Du willst etwas anders seyn, als ein Mädchen, als eine Geliebte, als ein Weib, als Mutter. Kannst du es?

Ich will ein Mensch seyn, liebste Freundin; nur ein Mensch! O die Thränen meiner guten Mutter, die nichts seyn durfte, gar nichts, nicht Geliebte, nicht Weib, nicht einmal Mutter, die gar keinen Willen hatte, die mein Vater, der doch kein ungerechter Mann war, so schwer unterjocht hatte, weil er, wie er sagte, Mann und Herr war: diese Thränen will ich nicht weinen. Ich will keinen Herrn, ich will einen Freund; darf ich das nicht wollen? darf ich nicht, meine gütige Muhme?

Du willst ihn dir suchen? Du willst dein Herz, deine Hand ausbieten? du verleugnest dein Geschlecht, Minchen!

Warum denn? Ich erhebe mich über die Vorurtheile meines Geschlechts. Warum soll ich nicht zuerst lieben? warum nicht einem edeln Manne sagen, oder andeuten: ich liebe dich!

Weil die Natur es nicht wollte. Die Natur, sagte sie leise, hat in der ganzen thierischen Welt das weibliche Geschlecht bescheiden gemacht.

Mag sie das, mir gab sie die Vernunft. Ich erkenne meine Bestimmung. Soll ich ihr nicht folgen? Ich will! Ich will!

Hm, die Obrigkeit, Jungfer Muhme, wird sich in's Mittel legen, hoffe ich. Und zum Teufel, Sie sollen nicht aus meinem Hause.

Minchen lächelte. Wahrhaftig, Herr Vetter, Sie scheinen mich als Ihre Sklavin zu betrachten. Auch könnte es wohl seyn, daß die Obrigkeit die Sache so ansähe als Sie; denn es sind Männer. Aber zum Glück geht ihre Macht nicht so weit als mein Entschluß. Sehen Sie, wie simpel die Sache zu machen ist. Ich verlasse dieses Haus; denn ihre Gefangene werde ich doch nicht seyn. Eine Summe Geldes liegt bereit; Wechsel habe ich. Ich nehme

einen Miethwagen, fahre auf die nächste Post, nehme Pferde und Wagen, und in drei Tagen bin ich aus dem Kreise Ihrer Macht sowohl, als der Macht der Obrigkeit. Wer will mich halten? wer kann mich halten?

Nichts kann dich halten, mein gutes Minchen, als die schöne Gewalt meiner Bitten, meiner Freundschaft für dich, und die noch schönere Gewalt der Liebe des Hofraths, und dein reines Gefühl, das sich gegen deinen Entschluß auflehnen muß.

Minchen umarmte ihre Muhme. Lassen Sie mich, meine mütterliche Freundin! Es ist der Wunsch meiner Mutter, den ich erfülle. Wie sie sterben wollte, da gab sie mir heimlich eine große Summe. Verbirg dies, sagte sie: du bist zwar bald mündig, aber nichts, nichts entzieht dich der Obergewalt der Männer. Diese Summe kann dich vielleicht einmal der tyrannischen Gewalt des Geschlechts entziehen, dessen Sklaven wir sind. So sagte meine Mutter; Sie kannten sie, Sie liebten sie.

Und sie hat Recht. Wo aber ist denn die tyrannische Gewalt, der du dich entziehen müß-

test? wer zwingt dich, Minchen? Der Hofrath liebt dich. Du scheinst ihn wieder zu lieben. Was du an ihm tadelst, sind vielleicht gerade die Tugenden, deren du zu deinem Glück bedarfst: sein stiller Sinn, seine heitere Ruhe, seine menschliche Nachgiebigkeit, sein Beschränken auf einen kleinen Kreis von Freuden, auf den Genuß eines häuslichen Glücks. Du verkennst das sonst nicht, Minchen. Ist der wilde Mann, der keine Verhältnisse erkennen will, der ungeregelt von der gesellschaftlichen Einrichtung, von den gesellschaftlichen Tugenden, deren wir zu unserer Ruhe jetzt eben so gut bedürfen als der Tugenden der Sittlichkeit, der, ungezähmt von dem Allen, die Welt wie das Leben durchschwärmt, der bessere Mann? Wird er dir nicht auch Fesseln und härtere anlegen, als der Hofrath es würde? Du berufst dich auf deine Mutter. Sie war unglücklich. Es fehlte ihr nicht an Muth; denn sie ertrug ihr Unglück ohne Klagen. Warum aber verließ sie das Haus ihres Mannes nicht? Sie war Mutter. Das hielt sie. Wo ist die Gewalt, der du entfliehen müßtest. Laß mich nicht glau-

ben, Minchen, daß es etwas anders ist, was dich so gewaltsam unter den bewahrenden Blicken deiner Verwandten wegzieht. Hinter dieser Freiheit des Geistes, dieser Genialität, diesem Mystizismus der Religion und der Liebe, die man jetzt so viel predigt, steckt oft nichts als eine Armuth des Geistes, die sich unter den Ordensbändern, den Sternen großer, prächtiger Worte verbirgt, oder die sinnliche Begierde, die sich gern von allen Banden frei machte. Beides ist dein Fall nicht, Minchen; aber doch könnten die glänzenden Ideen dich verleiten.

Sie verkennen meinen Fall, antwortete Minchen empfindlich; denn es war doch ein wenig ihr Fall. Die unglückliche Ehe ihrer Mutter war die Veranlassung gewesen, Minchen ein wenig vorsichtiger zu machen, in der Wahl eines Mannes. Nach dem Tode ihrer Mutter, die bald nach ihrem Vater starb, zog sie zu ihrem Verwandten, dem Tribunalsrath Meyer, der ihr Vormund war. Hier lernte sie den Hofrath Ziegler kennen. Es war ein sehr angenehmer, junger, schöner Mann, der Minchen von dem ersten Augenblick an interessirte.

Aber ihr unbesonnener Vormund verdarb Alles. Kaum waren über Minchens Lippen die Worte: ein sehr angenehmer Mann, in der That, sehr angenehm, so brach er los. Das ist mir lieb, Herzensmühmchen; denn, denn, wir, der Hofrath, und ich, und auch mein Weibchen, ob sie es gleich nicht gestehen will, haben so ein Plänchen auf Sie.

Auf mich? fragte Minchen mit einer verstellten Freundlichkeit.

Auf Sie, Engelchen. Ja, auf Sie. Der Hofrath braucht nemlich eine Frau; und schon ehe Sie kamen, liebes Minchen —

Aber der Hofrath kannte mich ja nicht, lieber Vetter.

Ei zum Teufel, man kann ja einen Plan haben, ohne sich gerade gesehen zu haben. Geben Sie acht, Hofrath, sagte ich: unsere Muhme kommt, ein Mädchen wie ein Engel, und da werden sie lichterloh brennen. Gerade eine Frau, wie Sie eine suchen, streng erzogen, zur Stille von Jugend auf gewöhnt, reich, wie die Erbin eines Nabobs, das leuchtete ihm ein.

Aber das leuchtete Minchen nicht ein. Er

sucht eine Frau, streng erzogen, zur Stille gewöhnt, eine reiche Frau. Das Alles bin ich, ja! aber Herr Hofrath, Sie haben sich dennoch betrogen. Recht gut, daß ich das weiß.

Der Hofrath kam wieder; Minchen behandelte ihn kalt und nachlässig. Der Hofrath zog sich sogleich zurück. Er war der Hausfreund des Meyerschen Hauses. Er kam alle Tage, und Minchen wurde, trotz ihrer Abneigung gegen den Plan des Hofraths, wieder angezogen. Auch der Hofrath näherte sich wieder. Er lernte Minchen näher kennen; er fing an, sie zu achten, und seine Achtung endigte mit einer wahrhaft reinen Liebe. Auch Minchens Herz blieb nicht unbewegt; aber je mehr es pochte, desto vorsichtiger war sie, denn des Hofraths Plan vorher, auf die reiche Erbin, auf die streng erzogene Tochter, hatte in ihrer Seele eine Säure abgesetzt, die niemals ganz von ihrer Liebe überwältigt werden konnte.

Der Hofrath war ein vortrefflicher Mensch. Der Kreis seines Wirkens war unendlich, aber der Kreis seines Genusses war eng und beschränkt. Er lebte von einem großen Vermö-

gen, dennoch beschränkt. Man hielt ihn für ein wenig geitzig, und doch kam er kaum aus. Niemand wußte das, als er allein. Daß er hundert Unglückliche aus ihrem Elende rettete, das erfuhr niemand, selbst die Geretteten nicht. Der Hofrath hatte eine eigene Philosophie. Er wußte, wie selten der Mensch dankbar ist, wie eine Wohlthat den Menschen oft zu nichts weiter macht, als zu einen Unverschämten. Niemand wußte, daß er sich jedes, von der ungerechten Gewalt Bedrängten, mit stillem Eifer annahm. Er schwieg davon, um ihn desto gewisser retten zu können, und um sich der Feindschaft einiger Mächtigen zu entziehen, denen er insgeheim in den Weg trat, aus deren Händen er Gedrückte rettete. Er hatte in einer thatenreichen und ganz von allem Zwange freien Jugend gelernt, daß der gute Mensch mit eben so vieler Vorsicht den Plan einer guten Handlung anlegen muß, als der Verbrecher den Plan zu seinem Verbrechen; er hatte erfahren, daß alle Thoren und Bösewichte in einem engen Bunde gegen den Redlichen sind. Und so schien er, der unablässig der Gewalt in den

Weg trat, die verschmitzte Arglist entlarvte, die Betrügereien mit Eifer verfolgte, die Welt gehen zu lassen, wie sie ging, keinen Theil an dem Menschen zu nehmen, den er so eifrig liebte, nur für sein Vergnügen besorgt zu seyn, und nur den Anstand zu ehren.

Auch das glaubte Minchen von ihm. Sie kämpfte also beständig gegen die Liebe, die in ihrem Herzen für ihn sprach.

Minchen fühlte sogar ziemlich gleich mit ihm. Aber sie hielt es für Pflicht, mit allen Waffen für den Unglücklichen und gegen den Bösewicht zu kämpfen. Sie that öffentlich, was sie Gutes that. Sie that es, um den Harten zu beschämen, um ihm zu trotzen. Der Hofrath redete mit Minchen zuweilen darüber. Nein, sagte er, ich liebe nichts Auffallendes; denn es hindert das Gute, das geschehen könnte. Und sollte die Welt darüber zu Grunde gehen, setzte Minchen kalt spottend hinzu. Da schwieg er. Sie nahm das Gespräch wieder auf; er sagte: Sie werden noch lernen, liebes Kind, sich mehr nach den Menschen zu richten.

Gott bewahre mich, daß ich das nie lerne, antwortete sie empfindlich. Er schwieg wieder.

Minchen hatte einen stolzen Geist, der alle Fesseln verschmähete. Die Ideen von Freiheit, die eine neue Art zu philosophiren und die Revolution in Frankreich hervorbrachten und gegenseitig unterstützten, waren ihrem Geiste willkommen. Sie verwechselte das Große mit dem Ungewöhnlichen, die Freiheit des Geistes mit der Ungebundenheit der Handlungen, das seltene Genie mit der Sonderbarkeit, mit dem Auffallenden der Handlungsweise, die Güte der Handlung mit dem Glanze derselben.

Und so entstand, trotz ihrer Liebe zu dem Hofrath, der seltsame Entschluß, in die Welt zu gehen, den Menschen kennen zu lernen, und den Mann zu finden, der ihr gleich dachte, den seltenen Mann, der sie liebte, und der sie als Mensch, als freier Mensch achtete. Sie fühlte an ihrem Herzen immer mehr, daß es Zeit sei, den Hofrath zu verlassen, wenn sie nicht der Raub ihrer wachsenden Neigung werden wollte. Sie erklärte ihren Entschluß ihren Verwandten. Man lachte. Aber sie blieb dabei. Man

nahm die Sache ernsthafter; und nun ging eine Disputation an, worin der Tribunalsrath jedesmal vom Tollhause sprach, was Minchen jedesmal in ihren Vorsätzen bestärkte. Der Hofrath wußte es. Aber er sagte der Tribunalsräthin, daß er jetzt gar nicht thätig seyn könnte. Ich liebe sie, ich liebe sie mit reiner, heißer Leidenschaft. Ich sehe mit Schmerz die Verirrung, worin sie geräth; ich zittere vor den Abgründen des Unglücks, der Reue, worin sie sich stürzen kann. Aber können Sie, Sie, Ihre Freundin, Sie, mit ihrer sanften, rührenden Beredtsamkeit, Minchen nicht halten, so darf ich noch weniger hoffen. Meine Gründe würden ihr Eigennutz scheinen, oder Stolz; und das würde sie nur erbittern. Ich fürchte, ich fürchte, sie wird es ausführen, und sollte es auch nur seyn, um Ihren Gemahl zu überzeugen, daß ein Mädchen so etwas zu thun im Stande ist.

Ziegler saß nachdenkend auf seinem Zimmer, und sann auf Mittel, Minchen zurückzuhalten, oder sie auf ihrem seltsamen Ritterzuge zu schützen. Da öffnete sich die Thür, und der

Hofrath lag in den Armen Meinhofs, eines Menschen, der fast um alle seine Geheimnisse wußte. Der Hofrath hatte ihn aus einem Abgrunde von Elend gerettet, worin diesen seine eigene Unbesonnenheit gestürzt hatte. Meinhof war einer der seltenen Menschen, der nirgend Ruhe hat, als in dem wilden Gedränge der stürmenden Wogen des Lebens. Wo geschwärmt? fragte der Hofrath, erheitert von dem Anblicke dieses tollen, aber guten Menschen.

Geschwärmt, und fast glaube ich, habe ich's satt. Ich bin in Frankreich gewesen, da ekelte mich meine Göttin, die Freiheit, an; man würgte Menschen auf den Altären der Göttin. In Pohlen, zum Teufel, wünschte ich mich nach Frankreich zurück. Sie metzelten Menschen. Ziegler, Ziegler, wenn man so in der Geschichte ein paar Jahrhunderte durchläuft, wie die Spanier zum Exempel im Namen Gottes Millionen schlachten, und einen Welttheil veröden: sieh, so kann einem ehrlichen Kerl, mir zum Exempel, beifallen, daß der Montbars, den sie den Würger nannten, ein Heiliger ist, und die Brüder der Küste, die grau-

samen Flibüstiers, die einzigen Menschen. So etwas kann einem auch beifallen, wenn man statt der Geschichte ein paar Länder durchläuft, wo es etwas giebt. Sieh, Ziegler, wie ich sah, wie die eine Hälfte mordete, nichts als mordete, und die andere Hälfte sich dumm wie die Schöpse morden ließen: da hatte ich des tollen Kalligula's Wunsch zehnmal auf der Zunge.

Pfui, Meinhof!

Was pfui! was pfui! Unter den Millionen nur Eine Corday, nur Einen Büssieres! Ei zum Teufel, sie machen es darnach, daß einem so etwas beifallen muß. Ist denn die Erde nicht wie die schwarze Mordhöhle, wo die Gefangenen sich aus Verzweiflung ermorden? Neapel, die Schweitz, Irland, Deutschland, Pohlen, und das scheußliche, zehntausend Quadratmeilen große Blutgerüst Frankreich! Da hast du ein Stückchen aus der Familiengeschichte des Menschen, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, ein Stückchen aus dem Bedlam Europa, wo sich die Wahnwitzigen mit den Ketten das Gehirn einschlagen.

Der Einzelne ist gut genug. Wer heißt

dich mit dem Menschen zanken, der im hitzigen Fieber liegt?

Das sechstausend gute Jahre angehalten hat; das ist zu toll. Pah! ich verachte den Menschen, ich hasse ihn fast. Ueber Euern kleinen Sedezübeln, wenn Euch ein Porzellainservice zerbricht, oder eine Pastete mißräth, vergeßt ihr, daß der Ehrgeitz, der rasende Ehrgeitz ganze Generationen zerschlägt wie Porzellainscherben. Ich möchte in eine Kutte kriechen, und mich in eine Einöde begraben, um nur nicht länger das Jammergeschrei der Millionen zu hören, die sich zerfleischen, um Euch den Zucker allein zu bringen.

Ehe du in die Kutte kriechst, hätte ich noch für dich einen kleinen Ritterzug, lieber Meinhof!

Sag' an, sag' an, wo? wie? Geht's zu den Kamtschadalen, ich gehe dahin. Sag' an, Herzensziegler!

Du sollst der unsichtbare Begleiter und Schützer eines Mädchens seyn. Er erzählte ihm seine Liebe zu Minchen, Minchens seltsamen Entschluß. Du kommst mir wie gerufen, so schloß

er. Du fehltest mir. Begleite das Mädchen, umschwebe sie, beschütze sie, und wenn es seyn kann, so bring sie bald wieder zurück.

Meinhof nahm den geschorenen Kopf nachdenkend in beide Hände. Du würdest am Ende gern sehen, sagte er, wenn sie auch nebenher ein wenig klüger zurückkäme? aber dafür stehe ich dir, ihr soll kein Haar gekrümmt werden. Nun, Ziegler, muß ich den weiblichen Don Quixote kennen, ohne daß sie mich kennt; denn du begreifst, daß sie nicht wissen muß, daß wir zusammen stecken.

Aber, Meinhof, ich verbitte mir alle Gewaltstreiche. Sei ihr Beschützer, ihr Begleiter, und laß sie.

Meinhof versprach. Der Teufel, ist sie hübsch? Wenn ich mich nun in sie verliebte? denn so ein wenig von meinem Fleisch und Bein muß sie haben, weil ihr der Einfall erwachsen ist, die Welt ein wenig zu besehen. Doch du kennst mich, Ziegler. Hier die Hand, ich will säuberlich mit dem Knaben Absalon verfahren. Ein paar gute Abentheuer kann ich ihr wünschen, damit ich Gelegenheit habe, so

ein paar Jahre Zinsen von den Kapitalien abzutragen, das ich von dir geborgt habe.

Man machte Alles ab. Meinhof sah Minchen. Wer sollte denken, daß hinter dem altklugen Gesichtchen voll Mädchenfreundlichkeit so eine Narrheit steckte, sagte er zu sich selbst. Aber Kleine, Kleine, nimm dich in Acht, ich will dir den Reiseteufel austreiben. Du sollst Männer genug finden, mehr als dir lieb sind! Er sann über seinen Plan nach. Er hatte einen Bedienten, der durch das viele Reisen mit seinem Herrn, durch die vielen Abentheuer, in die sein Herr sich durch seine Unbesonnenheit verwickelte, so gewandt geworden war, daß er jede Rolle, die ihm sein Herr auftrug, spielen konnte.

Minchens Abreise näherte sich immer mehr. Man schien ihren Plan ganz vergessen zu haben. Man beobachtete sie nicht. Sie machte ihre Anstalten also ziemlich sichtbar. Die Tribunalsräthin hatte ihren Mann zu bereden gewußt, daß Minchen den Plan aufgeben würde, wenn man sie nicht wieder daran erinnerte. Minchen war ruhig und unbesorgt. Ihre

Freundin beobachtete sie ganz unvermerkt. Minchens Jungfer, ein Mädchen, das sehr an ihrer jungen Gebieterin hing, voll Geist, voll Verschwiegenheit, voll Muth, voll Entschlossenheit, trieb die Reise. Beide Mädchen fingen an heimlich einzupacken. Zwei schwere, große Mantelsäcke wurden aus dem Hause geschafft.

Meinhof stand auf der Lauer. Ein Miethswagen hielt an der Ecke der Gasse. Die Tribunalsräthin gab das verabredete Zeichen aus dem Fenster; denn sie sah an Minchens schmerzlicher Unruhe, an ihrer in der That mitleiderregenden Aengstlichkeit, daß die Stunde der Abreise gekommen war.

Abends schlichen sich Minchen und die Jungfer, Beide mit schwarzen Flören vor dem Gesichte, aus dem Hause, dem Wagen zu. Sie stiegen ein. Meinhof und sein Bedienter waren zu Pferde; in grauen Mänteln, die Hüte tief in die Augen gedrückt, folgten sie dem Wagen von Weitem.

Die Tribunalsräthin fand auf Minchens Büreau einen Abschiedsbrief, worin sie ihre Muhme ersuchte, ihre Reise unter einem schick-

lichen Vorwande zu masquiren. Armes Mädchen! sagte die Räthin. Gottes guter Engel sei dein Begleiter! Mir ist doch ängstlich, lieber Hofrath! Der Hofrath wollte nach; er wollte sie beschwören, umzukehren. Allein es war zu spät; niemand wußte, wohin sie gefahren war. Man mußte sie ihrem guten Geschick und dem Schutze Meinhofs überlassen. Können Sie Ihrem Freunde auch trauen? fragte die Räthin besorgt. Wie mir selbst. Er ist einer der edelsten Menschen, die ich kenne. Ein wenig cynisch, ein wenig roh; aber menschlich, treu, muthig, und wenn es für Andere ist, sogar besonnen und behutsam. Ich werde Nachricht von ihm haben. Ich kann sie ja, wann ich will, erreichen. Meinhof schreibt mir alle Tage.

Meinhof an den Hofrath.

Ich habe deine Göttin, lieber Ziegler. Aber wo? Hm! ja! wenn ich zurückkomme, will ich dir Ort vor Ort, Stunde vor Stunde berechnen. Jetzt, siehst du, habe ich sie, und ich sende sie dir, dafür steh' ich, geheilt von ihrer Geniesucht, und von der Freiheit, die kaum

in der stolzern, härtern männlichen Brust gedeihet, zurück. Wir, mein Kamerad und ich, ritten langsam hinter dem Wagen her, der gar keine Eile hatte, so daß die Fahrt eher einer Parthie de Plaisir ähnlich sah, als einer Flucht von dem Herzen eines Geliebten. Wie es finster wurde, fing ich an, ein wenig das Innere deiner Dulcinee zu studiren: das heißt, ich hockte mich hinten auf den Wagen, und hatte offne Ohren.

Behorchen? Pfui! sagt der Hofrath. Ich nicht; denn wozu du mich aussendest, ist um kein Haar besser. Ich horchte! Mamsell hat einen Nachtigallenton in der Brust, und was sie sagte, hätte in dem Geiste eines Engels mit Ehre gedacht werden können. Mitunter lief auch eine Mädchenhaftigkeit, sogar zuweilen eine Menschlichkeit mit über die schönen Lippen. Du wirst nicht daran glauben; mir war's um so lieber. Denn ich liebe den Menschen nicht, der immer spricht, als stände ein Setzer, oder ein Zeitungsschreiber, oder sein Biograph hinter ihm, wie es hier freilich mit der schönen, flüchtigen Jungfer der Fall war. Ihr Bio-

graph, und noch mehr als ihr Biograph, denn ich bin Willens, für einen Monat lang die Rolle ihres weißen und schwarzen Geistes zu übernehmen, ihr Steine in den Weg zu rollen, ihr überall tolle Streiche zu erregen, eine ganze Wolke voll toller Begebenheiten auf ihren Scheitel herabzuwerfen: und diese Begebenheiten, die ich mache, will ich dann beschreiben.

Ihr Schicksal, und der Biograph ihres Schicksals saß hinter ihr, nicht einen Zoll breit lag sein Rücken von ihrem ab. Zuerst hinkte die Ueberlegung hinter der That her; aber, wie's immer geht, zu spät. Was haben wir gethan? sie redete französisch. Nun wurde Beiden angst und bange; fast fürchtete ich schon, sie wären umgekehrt. Aber wie würde die Räthin lächeln, und ihr Mann spotten und lachen, und triumphiren, und der Hofrath nun gar! Es ging, wie es dem Menschen geht. Die Reue war da, aber sie blieb an tausend Bedenklichkeiten hängen. Der Würfel ist geworfen! Der Rubikon war überschritten! Sie gingen muthig ihrem Schicksale entgegen, kann ich nicht sagen; denn ich saß hinter ihnen, recht

prophetisch, den Blick zürnend von ihnen abgewendet.

Nun kam die zweite Frage: was thun wir denn Böses? Sieh, nun hielt die Kleine mit der Nachtigallenstimme eine Schutzrede, so schön, so brav, daß ich fast hinten abgesprungen wäre, und gesagt hätte: Kinderchen, reis't mit Gott! Ihr seid auf guten, mehr auf Berufswegen, als ich auf allen meinen Reisen gewesen bin. Indeß war unter allen Warums der Nachtigallenstimme nicht eins, das geklungen hätte wie: ich will mir einen Mann suchen.

Das Kammermädchen schlug diesen Ton an; aber es war ein Mißlaut, der nur von einem Seufzer beantwortet wurde, und nun war die Nachtigallenstimme mit Eins, ohne allen Uebergang, und mit Tönen, die nur dem Nachtigallenweibchen brütend auf dem Neste gelingen könnten, bei dem Hofrath Ziegler. Er ist kalt, kalt, wie Eis. Nicht wahr? — Kalt wie eine Decembernacht! —

Aber meinst du nicht, Hannchen, daß er eine gewisse Wärme hat, tief, tief im Innern

der Seele? Manche Menschen haben das Unglück, verkannt zu werden. Hm! Hm! sagte das Kammermädchen. Aber er ist doch so bürgerlich, so spießbürgerlich steif, ordentlich, nach der Uhr, daß —

Die Tribunalsräthin behauptet das Gegentheil; und ich hätte fast Lust, ihr zu glauben. Denn manchmal hat er ein so schön begeistertes Auge.

Er ist geizig, eigennützig; ich stehe dafür, er hat Ihr Vermögen nach fünf und vier Procent Zinsen schon ganz berechnet. Hier seufzte Minchen, und, fuhr die Zofe fort: ich hasse keinen mehr als den Geizhals.

Und doch, fing die Mamsell wieder an: man hörte es aber der Apologin an, daß das Herz sie führte und nicht der Kopf. Ich wollte dir dafür stehen, daß sie dich liebt. Ich hörte es an dem kranken Tone, mit dem sie von dir redete, an der Theilnahme, mit der sie ihre Rechtfertigung für deine Grundsätze machte. Die Liebe ist nicht zu verkennen, wenn man so sitzt, wie ich saß.

Dann machten sie einen Plan, darauf hoffte

ich. Endlich schloß Minchen mit der Erzählung eines Traums, worin du unter der doppelten Gestalt eines armen Sünders und eines Ideals von Manne figurirtest. Ueber dem Traume fing die Zofe an zu schnarchen, und ich stieg ab. Mit dem Aufbrechen eines schönen Frühlingsmorgens erreichten wir ein Städtchen. Ich folgte ihnen bis vor das Wirthshaus, hörte die Bestellung auf morgen. Der Miethswagen fuhr zurück. Ich legte mich ruhig nieder, in einem Hause gegenüber, und schlief, und träumte wie Minchen.

Am andern Morgen hatten die beiden Mädchen, wie Knaben gekleidet, einen leichten Wagen erhandelt. Ich sah Minchen. Es war ein Amor; die Zofe hatte so viel Männliches in ihrem Wesen, daß sie gewiß kein Auge erkennen würde.

Sie fuhren ab. Entgehen konnten sie mir nicht; denn ich hatte ihren ganzen Plan so deutlich wie sie selbst die Nacht vorher gehört. Ich ritt ihnen langsam nach. Doch hatte ich noch einen ehrlichen, guten, einfältigen Kerl gemiethet, um zur Noth meinen Bedienten auf

alle Fälle gebrauchen zu können. Ich saß auf meinem Pferde, und machte nun meinen Plan so gut, als sie ihren, und so kamen wir heut Abend hier in ** an, nachdem die Mädchen, um ihre Verfolger irre zu führen, einmal Bauerpferde genommen hatten, und listig genug für ihren ersten Ritterzug, Postmeister und Bauer so getäuscht hatten, daß es dir schwer werden würde, ihnen auf die Spur zu kommen. Aber ihrem Schicksal, das bin ich, entgehen sie nicht. Dies dir zur Nachricht. Ich bitte dich, sei ruhig, und laß mich.

Meinhof an den Hofrath.

Rathe, unter welchem Himmelsstriche Deutschlands wir umherziehen! Mein Kerl ist ein Tausendkünstler; das sollst du hören. Ich ritt von Station zu Station voran. Ich hatte überall in den Posthäusern und Wirthshäusern eine gefährliche Mordgeschichte zu erzählen, deren Theilnehmer ich so deutlich beschrieb, daß man Minchen und ihre Zofe gar nicht darin verkennen konnte, wenn sie nachkamen. Mein Bedienter aber, der dicht hinter ihnen fuhr, nahm sich ihrer

allemal redlich an. Er befreiete sie aus hundert Verlegenheiten, in die ich sie verwickelte, mit so vielem Muthe, mit dem Anstande eines feinen Mannes, daß sie es für ein Glück hielten, in seiner Gesellschaft weiter reisen zu können. Jedes Wäldchen, durch das die Straße ging, war mit Straßenräubern bevölkert. Ich pfiff bald links, bald rechts, ließ mich in einer lauernden, sehr verdächtigen Stellung, bald hier, bald dort erblicken. Aber mein Kerl hatte das Herz so auf dem rechten Flecke. Er feuerte seine Pistolen ab, und ich sprengte dann in den Wald hinein. Den beiden Damen wurde gar nicht wohl zu Muthe; die Zofe fing an, sehr angelegentlich von der Rückreise zu reden. Aber mein Bedienter zeigte so viel männliche Entschlossenheit, daß sie sich unter seinem Schutze sicher glaubten. Die Bahn der Bekanntschaft war gebrochen. Er spielte seine Rolle eines stolzen, freien, muthigen Mannes so schön; er zeigte dem jungen Menschen mit dem schönen Mädchengesicht so viel Vertrauen, so viel Achtung. Er war so unterhaltend, wenn er auf die Reisen kam, die er mit mir gemacht hatte,

so begeistert von diesem freien, genialischen Leben, daß er Minchen mit seiner Begeisterung ansteckte. Er machte Minchen einen Reiseplan, und der wurde angenommen.

Vor einem Dörfchen ging Minchens Wagen auf einem Damme, den die umliegenden Wagner besorgt zu haben schienen, in Trümmern. Nun nahm mein Kerl beide Mädchen in seinen Wagen. Aber er war so höchst bescheiden, so höchst unbefangen, daß sie gar keinen Anstoß fanden, in seiner Gesellschaft weiter zu reisen, und doch auch so ehrerbietig, als wüßte er ihr Geschlecht. So kamen wir hier in Dresden an.

Mein Julius hatte nun seine Rolle ausgespielt, aber er konnte sagen: plaudite! denn er hatte sich tief genug in den Kopf des Mädchens eingenistet. Er hatte so vollkommen den edeln, stolzen, und doch so menschlichen Mann gespielt, und, ich stehe dir dafür, der ist er, obgleich nur Bedienter; er hatte mit so viel Natur die Grundsätze Minchens von der vollkommenen Freiheit beider Geschlechter vorgetragen; er hatte sich des Herzens der Zofe so ganz be-

mächtigt, daß die unaufhörlich ihrer jungen, unbesorgten Mamsell vorsagte, Julius sei der Vogel Phönix, den sie suchten, und ihre Mamsell habe nichts zu thun, als sich in der siegenden Gestalt ihres Geschlechts zu zeigen, um die glücklichste Frau auf dem Erdenrunde zu werden.

Indeß, obgleich Minchen eben so sehr als ihre Zofe überzeugt war, der Edmund — so nannte sich Julius — sei das Ideal des großen, edeln, freien Mannes, der ihre Träume erfüllte, ob sie gleich die allertiefste Achtung für seinen Geist, für sein Herz gefaßt hatte: so stand ihre Kopf doch mit ihrem Herzen in dem gewaltsamsten Widerstreite, und je mächtiger ihr Entschluß, ihr Lebensplan sie auf die Seite des edeln Edmunds und ihrer Zofe zog, desto mächtiger zog eine leise verborgene Gewalt in ihrem Herzen auf die Seite des Hofraths Ziegler.

Woher ich das weiß? Hm, hm, ich wohnte Wand an Wand mit den beiden Mädchen; sie waren so wenig vor meinen Blicken als vor meinen Ohren sicher. Jungfer Hannchen sagte

es ihrer Mamsell zuletzt gerade auf den Kopf zu, daß sie den Hofrath liebte. Den Hofrath? Mein Gott, liebe Mamsell, wohin denken Sie? Jene todte Menschenform, denn mehr ist der Hofrath nicht, diesem lebendigen, edeln Wesen, voll hoher Götterkraft, dieser Göttergestalt, aus deren Seele der schaffende, lebendig machende Athem weht, der kein Gesetz kennt, als das die Natur und seine eigne Würde ihm gab, der Alles, Alles mit lebendiger, ewiger Liebe umfängt, vorzuziehen: das ist zu arg!

Minchen seufzte. Sie legte die Hand an die Stirn, dann auf das rebellische Herz, das nicht schweigen wollte. Du stellst, sagte sie sanft und traurig, den Hofrath zu tief.

Zu tief? rief Hannchen: und wollte dich noch tiefer stellen. Aber Minchen verbot ihr den Mund, und wollte allein seyn. Armes Ding! sagte ich mitleidig, wie ich sie da sitzen sah, so stumm, so trauernd. Bald schlug sie das nasse Auge gen Himmel, bald auf den Finger, der auf dem Tische, gewiß deinen Namen, zeichnete. Dann kam Hannchen zurück. Minchen wagte es sogar, kleine Fehler an Edmund

finden zu wollen. Und in der That, Freund Ziegler, deine Geliebte hat einen schnellen Takt, ein sehr scharfes Auge. Sie hatte alle Unzartheiten meines Julius bemerkt, jede kleine Prahlerei war von ihr bemerkt. Wäre er nicht so sehr gewandt und durch die lange Zeit so gebildet, redete er nicht fertig mehrere Sprachen, und wäre er nicht so willig, die Rolle gerade so zu spielen, wie ich sie ihm aufgebe, was kein kleines Stück Arbeit ist: sie hätte ihn längst ausgefunden.

Lange würde er sich ihrem feinen Gefühle nicht mehr verbergen können, so gewandt er auch ist, und so mußte ich den Knoten schnell zerhauen, ehe das Mädchen ihn selbst auflöste, was sie um die ganze Nutzanwendung bringen würde.

Auf dem Königsteine erschien ich dann. Wir besahen die Festung zusammen. Ich ging an Minchen weg, die in dem allerinteressantesten Gespräche mit meinem Julius war. Ich warf einen forschenden Blick auf meinen Spitzbuben, dann auf Minchen, und ging vorüber. Nun traf ich Minchen allein. Ich redete sie an. Kennen Sie, fragte ich, den Mann, mit dem Sie vorhin redeten?

Ja, sehr genau, antwortete sie leicht. Lange? fragte ich wieder bedenklich.

Seit einem Monate. Sie sah mich jetzt aufmerksam an. Sie sind in einer gefährlichen Gesellschaft, sagte ich. Ich warne Sie, junger Mensch. Sie haben ein gutes, unschuldiges Gesicht. Ich habe Sie schon ein paarmal in der Gesellschaft dieses gemeinen Menschen gesehen. Hier wurde ihr Gesicht unruhig. Wenn Sie nicht irren, sagte sie: denn ein gemeiner Mensch ist das nicht.

Ein Mensch aus der Hefe des Pöbels. Umsonst ist der Mensch wohl nicht in Ihrer Gesellschaft. Sind Sie etwa reich? führen Sie viel Geld bei sich, wie ich vermuthe, so trauen Sie dem Manne nicht.

Ich danke Ihnen, sagte sie kalt, und brach das Gespräch ab. Sie gingen zusammen hinab. Unten trat ich rasch in das Zimmer, wo sie alle Drei waren. Ich trat ruhig vor meinen Julius hin, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte: Kennst du mich? Er sah mich an, sagte ruhig: nein! Ihr Du geht wenigstens auf eine vertraute Bekanntschaft.

Hm ja, ich kenne dich auch ziemlich genau, Bösewicht!

Hier fuhr er auf. Ich zog langsam ein gedrucktes Blatt aus der Tasche, zeigte es ihm, und fragte kalt: Soll ich schellen? und er lag mir zu Füßen. Die beiden Damen machten große Augen. Mensch, sagte ich; was hattest du mit diesem jungen Menschen vor? gesteh, oder ich schelle. Kennst du mich jetzt? O theuerster Herr Meinhof, rief er, ich bitte Sie, schonen Sie meiner. Ich bin in Ihrer Gewalt. Ich bin unglücklich. Ich glaubte Sie in einem andern Welttheile.

Nein, Schurke, ich bin zum Wohl der beiden Herren hier. Was hattest du vor?

O wahrhaftig, diesesmal nichts Schlimmes, glauben Sie mir. Meine Gesellschaft ist nicht besser als ich.

Schurke! rief ich. Schurke so viel Sie wollen, fiel er ein; aber der Bursche da ist auch nicht was er scheint. Es ist ein Mädchen, und — ist das denn ein Bubenstück, ein wenig mit einer Landläuferin, die verliebte Abentheuer aufsucht, umherzuziehen?

Ich warf einen Blick auf Minchen; sie stand erblaßt da. Aber jetzt trat sie mit schwankenden Schritten vor. Ja, mein Herr, ich bin ein Mädchen, sagte sie mit einer rührenden Unschuld; aber darf ich Sie bitten, von mir zu glauben, daß ich unschuldig bin?

Ihrem Gesichte, Mamsell, sagte ich ernst, Ihrem Gesichte voll Unschuld glaube ich, ob ich gleich nicht begreife, wie ein so schönes Mädchen wie Sie zu dieser Art von unweiblichem Abentheuer kommt. Sie erröthete; sie schlug das Auge nieder.

Was war deine Absicht, Schurke? fragte ich weiter.

Die ehrlichste von der Welt, liebster Herr Meinhof, wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären. Die liebe Unschuld da, sehen Sie, hatte sich ein klein wenig in mich verliebt. Sie sucht sich so einen rechten Teufelskerl, so ein Genie, der sich aus Leben und Tod nichts macht, der nicht nach Gesetz und Ordnung fragt, sondern sich seine Gesetze selbst macht. Sehen Sie, nun machte ich große Worte, warum nicht? Und sie hielt mich für so ein Ideal

von Mannesgröße. Sie sind mir zu früh auf die Spur gekommen, sonst hätte sich Alles ganz friedfertig mit einer Heirath schließen sollen.

Jedes Wort durchbohrte Minchens Herz. Du lügst, Bösewicht, sagte ich, mich scheinbar erhitzend. Ich hob mein Rohr.

O, sagte sie flehend, gedemüthigt, aber doch wieder mit fester Entschlossenheit: schonen Sie des Menschen, er sagt nicht ganz die Unwahrheit. O Gott, wie unbesonnen habe ich gehandelt! Nun war es Zeit, sie wieder zu erheben. Ich ließ meinen Julius erzählen, wie er zu der Bekanntschaft mit den beiden Mädchen gekommen sei. Er erzählte, und Minchens Unschuld leuchtete hell hervor. Ich packte die beiden Mädchen in meinen Wagen; sie waren so folgsam wie die Lämmer.

Ich fuhr mit ihnen nach Dresden zurück. Sie mußten die Kleider ihrer Geschlechter anziehen. Meine Schwester war auf ihren Empfang vorbereitet. Ich sagte ihnen, daß ich sie würde zu meiner Schwester bringen. Minchen machte Umstände über Umstände. Ich sagte ihr aber, daß, wer sie auch wären, es doch

anständig sei, daß sie bis zu ihrer Abreise in einem Hause in weiblicher Gesellschaft lebten. Wir brauchen gar nicht zu wissen, wer Sie sind. Sie sind die Tochter eines Mauthraths aus Prag, heißen Müller. Ihr Vater, mein Freund, hat Sie mir übergeben, weil er sogleich nach Prag zurückgereist ist, bis er sie selbst abholen, oder bis ich nach Prag gehen würde, wohin ich in vierzehn Tagen muß.

Ich nehme Sie dann eine Strecke lang mit, und Sie reisen in der Gesellschaft eines alten Mannes wohin Sie wollen. Es war kein Ausweg, sie mußten das annehmen. Meine Schwester, die du kennst, empfing sie mit ihrem sanften, gütigen Herzen. Unser Fäbelchen wurde stockend erzählt. Ich mußte die Erzählung übernehmen, denn Minchen sah bei dem Anfange aus, als wollte sie meiner Schwester zu Füßen fallen, und sagen: es ist Alles nicht wahr.

Da hast du deine kleine Heldin in Sicherheit, und ich denke auf Lebenszeit von der Sucht, sich wie ein Mann in der Welt herumzutreiben, kurirt. Ich weiß zwar wohl, gu-

ter Ziegler, daß, wenn du dies bis hierher gelesen hast, du in Verwünschungen über mich ausbrechen wirst, daß ich das Lämmchen mit so harten Händen angefaßt, und von der ungesunden Weide wieder in die Hürde getragen habe, daß ich sie gegen meinen Bedienten ausgesetzt habe. Aber fluche du über meine cynische Unzartheit, so viel du willst, das Schicksal, der Zufall hätte sie noch viel unzarter und cynischer anfassen können. Ich liebe nun einmal die Radikalkuren, und ich stehe dir dafür, dieses ist eine. Zudem weiß mein Bedienter nicht einmal ihren Namen. Er denkt, ich bin schon seit ein paar Monaten auf der Nachjagd des Mädchens begriffen gewesen; und heute ist er wieder nach seinem Vaterlande Lüttich zurückgereist, wo er eine Braut und einen Heerd hat.

Meine Schwester mußte freilich in das Geheimniß eingeweihet werden; aber die kennst du, und Minchens Aufenthalt bei dieser sanften, edeln Frau, wird ihr nicht ohne Nutzen seyn.

Diesen Brief erhältst du nicht eher, als bis Minchens Abreise entschieden ist.

* *

Ich habe in zehn Jahren nicht so lange Briefe geschrieben, als seit einem Monate.

Meine Schwester hat Minchen ganz meiner Vormundschaft entzogen. Du hast dem armen Kinde, sagte sie, ein wenig arg mitgespielt; was nun aber noch zu thun ist, das ist, die Wunde wieder zu heilen, die deine harte Hand in ihre Seele geschlagen hat: und das überlaß meinem Herzen. Ich habe also sie meiner Schwester ganz übergeben, und Alles nähert sich dem glücklichen Ende. Schon nach ein paar Tagen saß Minchen still und finster am Tische, das Köpfchen hing auf die Brust herab. Was ist Ihnen denn, liebstes Minchen? fragte meine Schwester. Da sprang sie auf. Nein, rief sie: ich kann nicht länger Sie betrügen helfen. Sie erzählte ihre ganze Begebenheit mit einer Wahrheit, die in der That, wie meine Schwester sagte, der sicherste Bürge der Schönheit ihres Herzens ist. Sie verstellte nichts, gar nichts. Sie maß sich alle Schuld selbst bei.

Wie sie fertig war, flog sie froher in die Arme meiner Schwester: Mir ist, als wäre meine Schuld jetzt leichter geworden. Nun

aber pochte meine Schwester an ihr Herz, und mit so harten Schlägen, daß ich dazu jetzt, in dieser Minute der Erweichung ihres Herzens, den Muth nicht gehabt hätte. Sie hätte mit ihrer Lobrede auf die Ruhe des einfachsten, schuldlosen, häuslichen Lebens mich fast bekehrt. Minchen schwamm in Thränen.

O, dieses Glück, sagte sie, hat sich mir angeboten. Ich schlug es aus, und da stieß mich der Genius der Unschuld von sich. O, Sie wissen nicht, wie sehr schuldig ich bin! Denn ich liebte, ja ich liebte einen Mann, dem mein Herz nichts vorwerfen kann, als die Ruhe seines Innern, seiner Liebe zum häuslichen Glück. O, jetzt sehe ich erst, seine Sparsamkeit nannte ich Geitz, seine Ruhe Phlegma, seine Ordnungsliebe gewöhnliche Denkungsart. Ich liebte ihn; ich fühlte es, daß ich ihn liebte. Ich war zu eitel, mir es selbst zu gestehen. Ich hätte in Frieden des Lebens mit ihm genießen können. Ich bin bekehrt, aber zu spät. Ich bin bestraft!

Meine Schwester sah mich hier an, denn dein Name war nicht genannt worden. Sie

sah mich an, ob ich davon etwas wüßte. Ich lächelte. Nun nannte Minchen ihren Namen, ihre Vaterstadt; aber den Namen ihres Geliebten nannte sie nicht. Ich hätte meiner Schwester mehr Unbescheidenheit gewünscht. Ich wünschte, sie möchte nach seinem Namen fragen. Sie redeten fort über die Natur der Liebe, in der sie nun anfingen, alle Wunder des Himmels und der Erde zu finden. Ich blätterte indeß in Vaillants Reisebeschreibung. Auf einmal aber sah ich meine Schwester aufspringen; ich höre sie mit einem Gesichte, auf dem der freudigste Schrecken gemahlt war, ausrufen: Bruder, Bruder, der Hofrath Ziegler! Ich springe auf. Hol's der Teufel! rief ich: so hat er mich doch aufgestöbert. Ich laufe dir entgegen, sehe niemanden, komme wieder ins Zimmer. Wo ist er denn? frage ich. Minchen liebt ihn! ruft meine Schwester. Er ist es, von dem sie sprach. So? das ist etwas anders, sage ich, und setze mich wieder an meinen Vaillant. O, du hast das mir verschwiegen! schlägt meine Schwester heraus. Minchen merkt nichts. Aber wie ist das? fährt meine Schwester eifrig mit

glühendem Gesichte fort. Was Sie von ihm sagten, paßt auf den Hofrath Ziegler nicht, gar nicht, gar nicht. Er geitzig? der großmüthigste aller Menschen? Er ruhig, pflegmatisch? er, in dessen Herzen die flammendste Begeisterung für alles Gute wohnt? O Minchen, diesen Mann, eben diesen edeln Menschen wollte ich Ihnen ja vorhin hundertmal nennen; denn sein Herz ist ein Tempel der höchsten Begeisterung und des ruhigsten Friedens. Sie müssen einen andern Hofrath Ziegler meinen.

Meine Schwester erstaunte immer mehr, wie Minchen auseinander setzte, daß sie dich meinte. Aber Sie sagten vorhin, vorhin, mein liebes Kind, etwas, das fast als Tadel klang.

Minchen fing an aufzuhorchen, und meine Schwester fing an, deine Beschreibung zu machen, lieber Ziegler, gerade wie ein Mönch den Schutzheiligen seines Klosters rühmt. Wenn der nur reden wollte, sagte sie um's dritte Wort, auf mich zeigend. Wenn ich auch wollte, sagte ich ruhig: Ihr begreift ja doch am

Ende nicht seine wahre Größe, weil er sie nicht herausgeputzt zur Schau trägt. Aber wenn Ihr versprecht, reinen Mund zu halten, so — hole aus meinem Schranke ein versiegeltes Pack. Meine Schwester holte es. Es war unsere Korrespondenz, Ziegler; dann deine Briefe an den Teufel von Präsidenten, dem du das schöne Mädchen, und, was ihm weher als das that, dem du das noch schönere Vermögen des Mädchens abjagtest. Das lies, lies vor, Schwester, sagte ich. Ich höre gern zu. Wir setzten uns. Meine Schwester las. Deine ersten ruhigen Briefe im Anfange unserer Bekanntschaft gingen eben ruhig vorüber. Aber nun kam der theure Brief, wo du mir deine ganze, starke, kräftige, stille Seele öffnetest. O Ziegler, so wie mir jedes Wort durch Mark und Bein drang in's innerste Herz, so drang es auch in Minchens Seele. Sie horchte; auf ihrem Gesichte mahlte sich Erstaunen, Ueberraschung, dann Bewunderung, Ehrfurcht: und das Alles zerschmolz in den stillen, schönen Blick der reinsten, jungfräulichen Liebe. Wo es Lücken gab, die füllte ich mit einer Erzählung

aus. Ich erzählte einfach, ohne Schmuck. Aber mir wurde erst warm, wie ich erzählte; dann wurde meine Seele weich, wie die Seele eines Kindes, und endlich zerfloß ich in ein paar Thränen, die ich nicht verschlucken konnte, und die meiner Erzählung ein Ende machten.

Beide Weiber saßen da athemlos, und horchten. Ich hatte gewaltig geredet.

Nun kam deine Korrespondenz mit dem Mädchen und dem Präsidenten. Minchens Aufmerksamkeit wurde von Minute zu Minute gespannter; denn deine Briefe lassen sich wie ein Liebeshandel an. Ihr Interesse stieg, je mehr und je schöner sich dein Herz in den Briefen entwickelte. Sie seufzte nur von Zeit zu Zeit; sie wagte nicht ein Wort, um meine Schwester nicht im Vorlesen zu stören. Nun kam dein Brief an den Präsidenten, wo du den habsüchtigen, wollüstigen Bösewicht niederdonnerst; dein zweiter, wo du ihm zeigst, daß er in deiner Gewalt ist, und deine männliche, starke, großmüthige Antwort auf die drohende Anfrage des Ministers. Die Stelle: ich bin nicht in Ew. Excellenz Gewalt, wie kein Mann,

der den Muth hat, die Wahrheit zu sagen und für die Wahrheit zu sterben, in der Gewalt eines Menschen ist. Ich erwarte die Verfügungen einer Gewalt, die nur Gewalt ist, wenn sie nicht Gerechtigkeit ist, sehr ruhig. Ich habe meine Belohnung, die Rettung eines tugendhaften Mädchens aus den Händen eines mächtigen Bösewichts, die mir auch die ungerechteste Gewalt nicht mehr rauben kann! Diese Stelle machte eine große Wirkung auf Minchen. Sie lehnte sich vor, ihre Augen flammten, ihr Busen pochte.

O, welch ein Mann! sagte sie, da meine Schwester den Brief geendigt hatte, und flammend blieben ihre Blicke auf dem Gegenstande hängen, der vor ihr war. O, setzte sie mit glühender Schaam hinzu: wenn er erfährt —

Erfährt? fragte ich: was? Minchen, was? noch steht's bei Ihnen, was und wie er Alles erfahren soll.

Alles, Alles, sagte sie still und ergeben: und wenn er mich verachten müßte; Alles!

Und wissen Sie, was Alles heißt, Minchen? Daß er mich bat, auf Ihrem Ritterzuge

Ihr Begleiter zu seyn; daß es mir einfiel, Sie für Ihren seltsamen Einfall ein wenig auf die Finger zu klopfen, mit Ihnen eine kleine Komödie, der Weltlauf, aufzuführen; daß einer meiner Bekannten, der aber weder Ihren Geburtsort, noch Ihren Nahmen weiß, den Edmund machte, und jetzt schon an achtzig Meilen von hier ist; daß mitten durch die kleinen Triumphe Ihrer Eitelkeit die siegende Stimme Ihrer Liebe gegen den Hofrath hervorbrach; daß Sie ein liebes, gutes Mädchen sind, die ich nun im Triumphe in die Arme ihres Geliebten zurückführen werde, damit sie mir Verzeihung für diese kleine Komödie von dem einzigen Manne verschaffe, von dem allein Verzeihung mir etwas gilt. Und das werden Sie doch, Minchen? nicht wahr? denn der Hofrath wird wehe! über mich rufen, wenn er erfährt, wie hart ich Sie angefaßt habe.

Sie erstaunte. Sie konnte noch immer nicht begreifen. Ich erzählte ihr, wie ich sie behorcht hatte. Wahrhaftig, ihr Gesicht verzog sich zu einer Art von Verachtung. Ich las ihr komisch eine Stelle aus deinem Briefe vor,

wo du mir meinen Cynismus vorwirfst. Sie lachte, und konnte nicht härter seyn als du.

Und so, so fuhr der Wagen vor die Thüre. Meine Schwester begleitet uns; und ich bringe dir meine Briefe und deine Geliebte selbst. Gott befohlen!

Minchen kam in dem Hause ihrer Verwandten an. Der erste Empfang war nicht so schlimm, als Minchen gedacht hatte, denn die Räthin war in großer Besorgniß ihretwillen gewesen. Meinhof ging zu dem Hofrath, und rief in's Zimmer: sie ist da, gesund, und bekehrt, und verliebt in dich. Der Hofrath flog zu Meyers. Minchen kam ihm erröthend entgegen, und der Hofrath wünschte ihr Glück zu ihrer Wiederkunft. Ich, sagte Meinhof zu dem Hofrath, habe gerade so viel Zeit nicht, um zu erwarten, bis sich das Alles so nach und nach bildet und macht. Das Leben ist kurz, und Ihr thut nicht wohl, Ziegler, daß Ihr die Hälfte damit hinbringt, daß Ihr statt Eurer Herzensmeinung Komplimente sagt. Daß du Minchen liebst, das liegt zu Tage, und daß

Minchen dich wieder liebt, so roth und so blaß sie auch von diesen Worten wird, ist auch wahr. Meine Schwester wird's nicht ableugnen können, wenn Minchen sich etwa auf die Hinterfüße setzt, was eine alberne Redensart ist, denn der Mensch, wie du zugeben wirst, steht immer auf den Hinterfüßen! Er schwieg, und der Hofrath stand in der höchsten Verlegenheit da, wie Minchen. Aber, sagte die Räthin, sollte man nicht fast immer wünschen, man hätte einen solchen Vormund, wie Ihren Freund. Minchen, wenn er Recht hat, bei dem Hofrath hat er Recht. Der liebt dich mit unendlicher Leidenschaft. Minchen sah den Hofrath an; er warf ihr einen Blick, einen Blick voll Zauberei zu, und sie lag in seinen Armen.

Ich habe den Mann gefunden, sagte sie leise: dessen Liebe ich in meinen schönsten und stolzesten Träumen kaum zu hoffen wagte.

Aber Sie müssen gestehen, sagte Meinhof: ohne mich suchten Sie ihn vielleicht noch. Daß sie dich liebt, hast du einer kleinen Verrätherei zu danken, die ich an deinen Papieren begangen habe.

O Verräther, sagte der Hofrath, ihn umarmend: ich fürchte, du hast noch mehr gethan als das.

Ja wohl; aber Minchen hat mir Vergebung von dir versprochen, und die erste Bitte, die eine Braut thut, ist unabschläglich.

Der Hofrath fiel in Minchens Arme, und rief: o ich mag nichts wissen. Ich habe sie wieder, und sie ist mein!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht

Bd.: 4

Görlitz (1805)

Ph.pr. 725 i-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041058-3